



Sebenunddreissigster Jahrgang.

22. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Am Belt.

Roman

von

Gregor Samarow.

Sebenundzwanzigstes Kapitel.

In unglaublich kurzer Zeit waren die so gefürchteten Schanzwerke bei Düppel genommen, von allen Brustwehren wehte die preussische Fahne. Weiter vor stürmten die preussischen Truppen, denn noch galt es, den gefährlichen Brückenkopf, welcher den Dänen zum Stützpunkt ihrer Stellung diente, zu nehmen. Tapfer wehrten sich die dänischen Soldaten, aber sie konnten vor der unüberstehlichen Begeisterung der Preußen nicht standhalten.

Heiß wurde auch an dem Brückenkopf gestritten. Schwere Opfer forderte der Kampf dort, aber auch diese Stellung wurde genommen und um zwei Uhr befand sich kein Däne mehr auf dem Festlande.

Die Truppen der dänischen Macht, welche gestern noch so trotzig von ihren furchtbaren Schanzen herabgedroht hatten, waren nach Allen hinübergeworfen, wo sie Zeit fanden, sich zu sammeln und das schwer erschütterte Gefüge ihres militärischen Verbandes wiederherzustellen.

Während der ganzen Zeit dieser letzten Kämpfe des entscheidenden Tages blieb Friedrich in dem dumpyfen, mit Pulversäcken gefüllten Gewölbe.

Wohl war, da ja die Schanze in preussischen Händen sich befand und die dänischen Gefangenen zurückgeführt waren, keine Gefahr mehr vorhanden und die Wache in der Pulverkammer war überflüssig geworden; aber der Lieutenant Schneider war weiter vorgegangen, die in der Schanze zurückgelassenen Deckungsmannschaften wußten es nicht oder hatten vergessen, daß die Wache in das Gewölbe geschickt war, und so dachte denn niemand daran, dieselbe abzulösen. Friedrich aber durfte ja militärisch nicht von dem Posten weichen, auf den er gestellt war. Er dachte auch gar nicht an seine augenblickliche Lage, die fast einem Gefängnis gleich und ihn von der Teilnahme an den noch stattfindenden so heldenmütigen und ruhmreichen Kämpfen ausschloß.

Er saß in sich zusammengebeugt auf einem Schanzkorb, welcher neben den Pulversäcken lag, und dachte immer und immer wieder an das schreckliche Verhängnis, das sich seiner Hand bedient hatte, um so schweres Unglück über die Seinen zu bringen. Immer war in seinem Herzen doch die leise Hoffnung noch lebendig geblieben, daß er einst vielleicht dennoch die Ver-

söhnung mit seinem Vater finden möchte. Ihm lag nichts an dem Verlust seiner Stellung in der Welt und seines Reichthums. Er würde nie die Rechtmäßigkeit einer Enterbung angefochten haben, welche sein Vater wegen ihrer so scharf sich gegenüberstehenden Ueberzeugung über ihn verhängen möchte; er war ja auch, abgesehen von diesem Zwiespalt, entschlossen, um Metas willen seine Geburtsstellung hinzugeben und sich aus eigener Kraft eine freie und unabhängige Existenz zu gründen, aber er hatte gehofft, wenigstens menschlich den Weg zum Herzen seines Vaters wiederzufinden und in freundlicher Weise von der Vergangenheit zu scheiden; er war gewiß, daß seine Schwester ihm dabei behilflich sein werde. Aber wie sollte dies alles noch möglich werden, wie sollte jemals wieder auch nur eine äußere Harmonie in den gellenden Mißklang seines Lebens versöhnend hineintönen — er war ja der Mörder Agnes,

er hatte das hoffnungsvoll aufblühende Lebensglück seiner einzigen Schwester zerstört. Freilich hatte er ja nur seine Pflicht als Soldat gethan, aber gerade diese Pflicht wurde von den Seinen an sich schon als ein Verbrechen angesehen, und mochte sie auch seine That entschuldigen, er blieb doch immer der Mörder ihres Glücks, die Ursache ihres freudlosen, einsamen Lebens, und niemals konnte sie ihre Hand in die seine legen, die mit dem Blut ihres Geliebten besetzt war.

„O, mein Gott,“ seufzte er, „wie ist es möglich, daß aus lauter guten Reimen so furchtbar entsetzliche That aufgehen kann! Ich habe Reichthum und Glanz meiner Ueberzeugung geopfert und war fast stolz darauf, daß ich dazu die Kraft in mir fand. Ich habe als Soldat meine Pflicht gethan im Kampfe für das Recht meines Landes, und nun trage ich vor denen, die mir am nächsten im Leben stehen, das Brandmal des verlorenen Verbrechers, und vor mir selbst erhebt sich meine That so furchtbar und schreckend, daß ich mir wie ein Verworfener erscheine. O, mein Gott, wie klein, wie ohnmächtig ist der Mensch, wie sinkt er zerschmettert in den Staub zurück, wenn er es wagt, sich selbst die eigenen Bahnen seines Schicksals öffnen und gar seines Volkes Schicksal mit entscheiden zu wollen!“

Wieder versank er in dumpfes Brüten und lange saß er da, ohne daß er die Kraft fand, die erdrückende Last seiner immer auf denselben Punkt zurückkehrenden Gedanken abzuwälzen, ohne daß ein Lichtstrahl in das Dunkel seiner Seele fiel. Immer sah er Agnes vor sich, wie sie bleich und verstört neben dem blutenden Geliebten kniete und von ihm selbst sich schauernd abwendete. Und wunderbar, neben der Schwester erschien ihm auch jetzt wieder Mathilde; auch sie stand bleich neben dem Bruder, aber sie sah ihn nicht mit Haß und Abscheu, sondern mit unendlichem Schmerz und tiefem Mitleid an, ihre thränenden Augen schienen zu fragen: „Wie hast Du das thun können? Warum hast Du Dich von uns gewendet? Warum hast Du die tödliche Waffe gegen diejenigen erhoben, die Dich am meisten liebten?“

Er drückte die Hände auf seine Augen, um diese Visionen zu verschleuen, aber mit furchtbarer Deutlichkeit lehrten sie immer wieder zurück, bis daß er endlich aufsprang und mit großen Schritten in dem kleinen, niedrigen Raume auf und nieder eilte, um nur seinen eigenen Gedanken zu entfliehen, so daß die Soldaten, welche auf einem Schanzkorb in der Ecke des Gewölbes saßen, ihn kopfschüttelnd und verwundert ansahen.

Der Lärm des Kampfes, welcher wie aus weiter Ferne herandrang, hatte aufgehört.

Eine Zeit lang war es still, dann ertönte ein munterer Militärmarsch oben in der Schanze.



Ein kleiner Roman auf der Treppe. I. Gemälde von V. Corcos. (S. 528.)

Einer der Soldaten trat zu Friedrich heran. „Herr Unteroffizier,“ sagte er, „wir sind hier vergessen, und wenn wir uns nicht melden, so werden wir bis in Ewigkeit sitzen können!“

Diese Worte, welche Friedrich aus seinen finsternen Gedanken zu den Notwendigkeiten des wirklichen Lebens zurückriefen, klangen ihm fast wie eine Erlösung. Er sann einen Augenblick nach, dann antwortete er:

„Wir sind in einer schlimmen Lage; wir dürfen den Posten nicht verlassen; der Herr Lieutenant, der uns hierher kommandiert, wird sich ja wohl unser erinnern.“

„Und wenn nun,“ sagte der Soldat, „Gott wolle es verbieten, den Herrn Lieutenant eine feindliche Kugel getroffen hat? Es werden heute manche beim Appell fehlen und niemand wird uns suchen. Jede Wache,“ fügte er schüchtern und zögernd hinzu, „hat ja das Recht, Patrouillen auszusenden, und der Herr Unteroffizier könnte wohl einmal nachsehen lassen, wie es da oben aussieht!“

Der Mann hatte recht!

Friedrich schickte zwei Mann hinaus, um sich umzusehen, und wenn sie einen Offizier fänden, dessen Befehl einzuholen.

Auf dem Gange zu den Gewölben schon kam ihnen der Lieutenant Schneider entgegen, um Friedrich mit seinem Posten abzuholen.

Er drückte ihm die Hand und brachte ihm froh bewegt die Nachricht von dem vollständigen Siege.

Friedrich stieg an der Seite des Offiziers aus der dunklen Pulverkammer in die Schanze hinaus. Fast erschraf er vor dem hellen Sonnenlicht, das ihm blendend ins Auge fiel. Der stille dunkle Raum erschien fast wie eine Zuflucht vor der Qual, die unter dem blauen Himmel sein Herz noch schmerzvoller durchzuckte.

Entsetzlich war das Bild der Verwüstung, das die Schanze darbot. Das Musikkor spielte heitere Weisen, lustig flatterten die schwarzweißen Siegesfahnen im Winde und auf den Kanonen, den zertrümmerten Palissaden und Schanzenmauern saßen die Soldaten rauchend, plaudernd und sich gegenseitig aus ihren Feldflaschen zutrinkend.

Auch der Bataillonskommandeur war da und unterhielt sich, auf der Lafette einer Kanone sitzend, mit den Offizieren, hin und wieder einem derben Scherz der Mannschaften mit freudlichem Lächeln beifällig zusehend.

Der Lieutenant Anker befand sich bei den Offizieren; er saß an der Seite des Majors auf einem umgeworfenen Schanzkorbe und blickte finstern vor sich nieder.

Die Offiziere überhäuften ihn mit verbindlichen Aufmerksamkeit, aber er achtete nicht darauf und antwortete nur hin und wieder mit einem kurzen Wort, aus welchem die ganze Bitterkeit hervorklang, die er über die schmerzlichen Niederlagen empfand.

Der Lieutenant Schneider stellte Friedrich dem Major unter schmeichelhafter Anerkennung seiner tapferen Mitwirkung bei der Erstürmung der Schanze vor und erzählte, daß er bis jetzt Wache in der Pulverkammer gehalten habe. Dann fügte er lächelnd hinzu:

„Unser tapferer Kamerad dort hatte nicht übel Lust, mit uns in der jetzt eroberten Schanze eine Lustfahrt zu machen, die uns aller irdischen Sorgen entheben haben würde.“

Der Major drückte Friedrich die Hand und bot ihm eine Cigarre aus seinem Etui an.

Der Lieutenant Anker blickte auf und sah Friedrich finstern, aber doch mit einem gewissen anerkennenden Wohlwollen an.

„Ja wohl, Herr Major,“ sagte er, „das ist ein tapferer Mann, und ohne ihn hätten Sie mich vielleicht doch nicht lebendig gefangen. Er war es, der den armen Stören an meiner Seite niederstreckte, der mir noch den Rücken deckte und den Weg nach der Kammer offen hielt.“

Friedrich wurde bleich wie der Tod.

„Stören!“ rief er. „O, mein Gott, wo ist er? Ich muß ihn noch einmal sehen; und Bergen, der Arme, der vielleicht auch schon seinen Wunden erlegen ist.“

Er wendete sich, ohne die Entlassung des Majors abzuwarten, mit kurzem militärischem Gruß um und eilte nach einer Ecke der Schanze hin, wo einige junge Ärzte beschäftigt waren, den Verwundeten die erste Hilfe zu leisten.

Dänen und Preußen lagen hier auf Strohbündeln und Mänteln ausgestreckt neben einander. Jeder Verwundete ist ein Freund nach dem Grundsatz des ritterlichen Krieges, und mit gleicher Sorgfalt wurden alle versorgt und erquicht, welche sich kurz vorher noch im mörderischen Kampf gegenüber gestanden hatten.

Gegen eine Brustwehr gekniet saß Bergen da; seine Uniform war ihm ausgezogen, ein Arzt war beschäftigt, seinen rechten Arm zu untersuchen. Er war bleich und erschöpft, aber seine Blicke waren klar und ruhig. Mit freudlichem Lächeln streckte er Friedrich die linke Hand entgegen.

„Diesmal ist es noch gut gegangen,“ sagte er mit matter Stimme, „wenn der Hieb den Kopf getroffen hätte, so war es aus mit mir.“

Friedrich drückte innig die etwas fieberwarmer Hand des Verwundeten.

Er sah den Doktor angstvoll bittend an, er wagte in Gegenwart Bergens nicht zu fragen.

Der Arzt verstand seinen Blick.

„Es hat keine Gefahr für das Leben,“ sagte er, „wenn nicht besondere Zustände eintreten und der Kranke sich ruhig hält; aber,“ fügte er hinzu, „das Schultergelenk ist durchgeschlagen, die Bänder sind zerschnitten, und wenn ich auch hoffe, daß keine Amputation nötig sein wird, so wird doch der Arm wohl niemals wieder bewegungsfähig und brauchbar werden. Es ist besser,“ sagte er mit freundlicher Teilnahme zu Bergen, „daß Sie genau wissen, wie es steht und was Sie zu fürchten haben. Geht es dann besser, so ist die Freude um so größer.“

„Ich danke Ihnen, Doktor,“ sagte Bergen ganz heiter; „sollte ich einen Arm beklagen, wo so viele ihr Leben dem Vaterland geopfert haben! Wenn Gott mir demnach das Leben erhält, so brauche ich den Arm ja nicht, um sein Evangelium zu predigen.“

Während der Arzt infolge dieser Bemerkung, den Verband weiter fortsetzend, ein Gespräch mit Bergen über dessen Beruf begann, ließ Friedrich seine unruhigen Blicke suchend umherschweifen.

Weiter rückwärts neben der Brustwehr lagen die Toten, ebenfalls Dänen und Preußen neben einander, zum Teil entsetzlich verstümmelt und zerrissen, in Reihen aufgeschichtet. Gegen einen Erdbügel gekniet, erkannte er Arel. Die Uniform war mit Blut bedeckt, das Haupt lag seitwärts, aber es war kein Zweifel, er erkannte deutlich das Haar und die Gestalt. Er ließ Bergens Hand los und ging mit schwankenden Schritten zu den Toten hin.

Vor Arel blieb er stehen; er beugte das Knie und flüsterte leise:

„Verzeih mir und klage mich nicht an vor dem ewigen Richter; bitte den barmherzigen Gott, daß er Trost herabsende in das Herz meiner Schwester!“

Er ergriff die Hand des Gefallenen. Diese Hand war kalt wie Eis, aber sie war nicht starr, die Finger gaben dem Druck nach.

Friedrich stieß einen leisen Schrei aus. Noch weiter beugte er sich vor. Er legte das Ohr an Arels Lippen und in zitternder Spannung lauschte er einem leisen Atemzug. Jetzt war es ein Jubelruf, der aus seinen Lippen hervordrang. Er sprang auf und stürmte zu dem Verbandplatz zurück.

„Doktor,“ rief er, „Doktor, um Gottes willen, kommen Sie, dort liegt ein dänischer Offizier bei den Toten, der noch lebt, noch atmet!“

Der Doktor hatte Bergens Verband vollendet. Mit zweifelndem Kopfschütteln folgte er Friedrich. Auch er beugte sich über Arels Körper herab; auch er lauschte dem Atemzug und legte die Hand auf das Herz des Gefallenen.

Friedrich wartete in fieberhafter Ungeduld.

„In der That,“ sagte der Arzt endlich, indem er sich aufrichtete, „es ist noch Leben in dem Körper, aber ich fürchte, der Faden, der den Armen mit der irdischen Welt verbindet, wird so schwach sein, daß wir ihn kaum wieder anknüpfen können.“

„Ich beschwöre Sie, Doktor,“ rief Friedrich, „ich beschwöre Sie, thun Sie alles, was in Ihrer Kraft steht; ich kenne den Gefallenen, es ist der Graf von Stören, der künftige Schwiegersohn und Erbe des Barons von Blomsfeldt in Hagenberg. Der Baron, des bin ich gewiß, wird die Rettung seines Erben fürstlich belohnen.“

„Er ist ein armer Verwundeter,“ sagte der Arzt, „und ein überwindener Feind, und die Menschlichkeit gebietet es, ihm zu helfen, und wäre er der Ärmste und Niedrigste. Leben ist ohne Zweifel noch in ihm; ob es möglich sein wird, ihn zu retten, das steht in Gottes Hand. Vor allem muß die Wunde untersucht werden.“

Er öffnete Arel die Uniform, riß das Hemd auseinander und wusch die Wunde. Hierauf goß er etwas Eßig und Brantwein zwischen die Lippen des Verwundeten und zog die Sonde aus seinem Besteck, um die Wunde zu untersuchen.

Der Vorgang hatte die Aufmerksamkeit der Offiziere erregt.

Der Lieutenant Anker sprang auf und eilte heran.

„O, mein Gott,“ rief er, „der arme Stören; ich hielt ihn für ganz tot. Wenn noch Leben in ihm ist, Doktor, thun Sie alles, um ihn zu retten. Bei Gott, er verdient es, denn er war ein tapferer und braver Kamerad.“

Der Doktor winkte abwehrend, um jede Störung zurückzuhalten, während er vorsichtig die Sonde in die Wunde versenkte.

Auch der Major und die übrigen Offiziere waren herangetreten. Alle folgten gespannt den Bewegungen des Arztes, auf allen Gesichtern konnte man die Teilnahme für den tapferen Gegner lesen.

Immer tiefer versenkte der Doktor seine Sonde in Arels Brust.

Plötzlich öffnete Arel seine Augen groß und weit. Sein starrer Blick streifte über die um ihn stehenden Offiziere hin, seine Finger zuckten, seine Lippen öffneten sich und ein leiser, schnell abbrechender Ton, als ob er sprechen wolle, klang aus seiner Brust hervor.

Sogleich zog der Doktor die Sonde zurück. Arels Augen schlossen sich wieder, ein tiefer Atemzug, wie nach schwerer Anstrengung, hob seine Brust. Dann sank er wieder zusammen, aber die Starrheit des Todes war von seinem Gesicht verschwunden; er schien sanft und ruhig zu schlafen.

„Herr Major,“ rief Friedrich, indem er bittend die gefalteten Hände erhob, in seiner Erregung den dienstlichen Ton vergessend, „Herr Major, ich bitte Sie um Gottes willen, lassen Sie den Verwundeten so bald als möglich nach dem Lazaret bringen, damit er die nötige Pflege erhält. Sein Leben ist kostbar, für die Seinigen kostbarer,“ fügte er mit bebender Stimme hinzu, „wie für mich; er war mein Jugendfreund, er ist — o, ich könnte niemals Ruhe finden, wenn meine Hand ihm den Tod gegeben, und sei es auch im offenen, ehrlichen Kampfe.“

„Es ist der Graf Arel von Stören,“ sagte der Lieutenant Anker, während der Doktor dem Verwundeten einen Verband anlegte; „er trägt einen der vornehmsten Namen des Königreichs und ist einer der bravsten Offiziere der Armee.“

Der Lieutenant Schneider trat zu dem Major heran und sprach einige Augenblicke leise mit demselben, während sich Friedrich, ganz erschrocken über seine Aufwallung, wieder in dienstlicher Haltung zurecht stellte, ohne doch die Augen von dem Verwundeten abzuwenden.

„Gut, Herr Lieutenant,“ sagte der Major, „bringen Sie die Verwundeten, welche der schnellen Pflege am meisten bedürfen und den Transport am besten vertragen können, nach Gravenstein; ich hoffe, daß dort noch Platz in den Lazareten zu finden sein wird. Ich habe gehört, wenn ich auch keinen dienstlichen Befehl darüber habe, daß Seine Königliche Hoheit unser Prinz unsern tapfern gefangenen Kameraden, der uns die Eroberung der Schanzen so schwer gemacht, kennen zu lernen wünscht. Nehmen Sie den Herrn Lieutenant Anker mit sich und stellen Sie denselben Seiner Königlichen Hoheit zur Verfügung. Unteroffizier Blom, Sie sollen den Herrn Lieutenant begleiten. Suchen Sie sogleich einen oder mehrere Wagen zu finden, die möglichst viel Verwundete aufnehmen können.“

Friedrich dankte dem Major nur mit einem freudestrahlenden Blick, dann stürmte er davon, um den ihm erteilten Befehl auszuführen.

Es war nicht leicht, Fuhrwerke zu finden, dennoch gelang es ihm nach einer Stunde rastlosen und mühevollen Suchens, zwei Leiterwagen mit notdürftiger Bespannung zu entdecken.

Es wurde ein Strohlager gebettet und so viel Verwundete als möglich nach der Bestimmung der Ärzte auf die Wagen gebracht.

Der Lieutenant Anker nahm neben dem Lieutenant Schneider auf einem mit Sand gefüllten Sack Platz.

Den zweiten Wagen bestieg Friedrich.

Neben ihm saß Bergen, welcher ziemlich kräftig geblieben war und den er nur von Zeit zu Zeit bei Erschütterungen und Schwankungen des Fuhrwerks mit seinem Arm stützte.

So fuhren die Wagen von der zweiten Schanze aus auf dem Wege nach Gravenstein hin, während die Sonne sich allmählich zum Abend senkte.

Überall am Wege lagen die toten und verwundeten Dänen und Preußen durcheinander, aus den Schanzen klang die kriegerische Musik, überall am Wege bivouakierten die Truppen, fröhliche Lieder erklangen von ihren Lagerplätzen. Adjutanten und Ordennanzen sprengten zwischen den einzelnen Stellen hin und her, Kavallerieregimenter rastelten über die Ebene. Das Meer schimmerte herüber in leuchtendem Blau, ganz fern, außerhalb der Schußweite der preussischen Batterien, sah man das schlanke, zieliche dänische Kriegsschiff und das schwarze Meerungeklüm, den Holf Krake, welcher, schwarzen Dampf ausstoßend, sich langsam nach der Küste von Alsen hinzog.

Der Krieg zeigte in diesem großen Bilde vereint alle seine frische, ritterliche und buntfarbige Bewegung und all seine Schrecknisse. Friedrich aber sah von dem allem kaum etwas; all seine Gedanken und Empfindungen rangen gegen einander zwischen Schmerz und neu erwachter Hoffnung.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

In dem Schlosse des kleinen Städtchens Gravenstein herrschte ein außerordentlich bewegtes und reges Leben. Hier hatte der Generalstab seine Bureau; hier war der Mittelpunkt der elektrischen Telegraphenverbindungen und auch der zur Ergänzung errichteten optischen Telegraphenlinien. Große Magazine wurden angelegt. Der Höchstkommmandirende, Prinz Friedrich Karl, hielt hier sein Hauptquartier mit täglich offener Tafel, welche immer für sechzig Gewerks bereit stehen mußte.

Auch der Prinz Karl und der Prinz Albrecht Sohn wohnten in dem Schlosse, so daß dasselbe fünf- bis sechshundert Personen und eine Quartierwache von zwei Compagnien in sich schloß. Das Leben des Hofes und das des Feldlagers vereinigten sich hier; alle Meldungen liefen hier zusammen, alle Befehle gingen von hier aus, und wenn auch am Tage der Entscheidung der Mittelpunkt der unmittelbaren Aktion draußen auf dem Spitzberge sich befunden hatte, wo der Prinz Friedrich Karl während des Sturmes hielt, so war doch unmittelbar nach dem Siege die ganze komplizierte Thätigkeit des Hauptquartiers mit doppeltem Eifer dort aufgenommen worden, denn es galt nun, die Bestimmungen über die Dislokation der Truppen und über den weiteren Vormarsch zur vollständigen Räumung des Herzogtums Schleswig zu treffen.

Der Prinz war noch draußen auf dem Schlachtfeld, aber fast in ununterbrochener Folge kamen Ordennungen mit seinen Befehlen bei dem Generalstabe an. Dazu liefen Meldungen ein. Die Befehle mußten abgeändert werden, so daß ein fortwährendes Kommen und Gehen stattfand.

Der ganze Ort war festlich bewegt. Fahnen in schwarz-weiß-roten und preussischen Farben wehten aus den Fenstern, die Einwohner gingen freudig bewegt auf den Straßen auf und nieder und drangen nach dem Schloß hin, um neue Nachrichten zu erhalten. Kaum vermochte man es zu glauben, daß die so gefürchteten Schanzwerke von Düppel in so kurzer Zeit erobert worden seien.

In einem Teile des Amtshauses von Gravenstein war ein Lazarett eingerichtet worden; von allen Seiten waren Betten und alle möglichen Bedürfnisse zusammengebracht, so daß die Einrichtung vollständig befriedigend war. Mehrere freiwillige Krankenpflegerinnen aus den verschiedenen Ständen hatten ihre Dienste zur Verfügung gestellt und es waren auch einige dänische Damen gekommen, um an dem Werke der christlichen Barmherzigkeit teilzunehmen; denn es mußten ja bei dem bevorstehenden Kampfe auch dänische Soldaten zum Opfer fallen, und man war auch in Dänemark überzeugt, daß die Angreifer von den uneinnehmbaren Schanzen zurückgeworfen werden mußten, daß dann dieselben von den Dänen wieder besetzt werden würden.

Es fand zwischen den dänischen und deutschen Pflegerinnen ein ganz vortreffliches Verhältnis statt; beide widmeten sich in voller Hingebung nur ihrem wohlthätigen Beruf und vermieden auf das sorgfältigste jede Unterhaltung über die Politik oder die kriegerischen Ereignisse und Möglichkeiten, und es bewährte sich hier die so schöne, wahrhaft christliche Internationalität der Hilfsbereitschaft, welche wie ein guter Engel hinter dem Kriege herschreitet und das rote Kreuz zu ihrem Wahrzeichen erwählt als Symbol dafür, daß die erlösende Liebe auf dem blutigen Schlachtfeld, auf dem irdischen Feindschaft die Menschen gegen einander treibt, am schönsten ihre himmlische Kraft bewährt.

Wohl waren schon einzelne Verwundete aus den verhergehenden Kämpfen hieher gebracht, aber noch waren die Räume des Lazarets nicht gefüllt und man hatte während der furchtbaren Kanonade des Vormittags alles vorbereitet, um so viele als möglich von den Opfern dieses entsetzlichen Kampfes aufzunehmen. Zum erstenmal hatten auch während des lauten Kampfgetüsches, das von Düppel herüberklang, die Pflegerinnen das sonst so streng verpönte politische Gebiet berührt. Die dänischen Damen hatten ihre Zuversicht ausgesprochen, daß die Belagerer abgeschlagen und von den hervorbrechenden Dänen zurückgetrieben werden würden; die deutschen Pflegerinnen glaubten umgekehrt fest an den Sieg, aber trotz der hochgespannten Aufregung bereiteten dennoch beide Teile eifrig die Stätte, um Sieger und Besiegte mit gleichmäßiger Sorgfalt zu pflegen.

Schon sank die Sonne am Horizont herab, als Friedrich mit seinem Zuge in das festlich geschmückte Städtchen einführte. Schwer war es, die neugierig herandrängende Bevölkerung zurückzuweisen, denn jeder wollte fragen, Neues hören und, was von den Ärzten auf das strengste verboten war, den Verwundeten Erfrischungen reichen.

Der Lieutenant Anker war der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeit, und man hörte wohl hie und da halbblaute höhnische und schadenfrohe Bemerkungen aus der Bevölkerung heraus auf die deutschen Soldaten, welche wohl von dänischem Uebermut manches zu leiden gehabt haben mochten. Auf der andern Seite aber kamen auch einzelne Bürger heran, um dem gefangenen Offizier die Hand zu drücken und ihm einige Worte des Trostes und der Teilnahme zu sagen, und jedesmal, wenn dies geschah, flog es wie ein Schimmer warmer Freude über das bleiche, finstere Gesicht des Gefangenen.

Die Wagen waren in den Schloßhof gefahren. Einige Generalstabsoffiziere kamen heran. Der Lieutenant Schneider machte seine Meldung, stellte seinen Gefangenen den Offizieren vor, welche denselben mit der ausgedehntesten Artigkeit empfingen, aber dennoch bat er, ihn in das Schloß zu führen, da ihn die neugierigen Blicke der Soldaten peinlich berührten.

Der Prinz war noch nicht zurück; aber während die Offiziere noch über die Unterbringung der Verwundeten berieten, rief der Posten vor dem Thor die Thortwache heraus und der fürstliche kommandierende General in der Husarenuniform sprengte in das Schloß. Neben ihm ritt sein erlauchter Vater, der Generalfeldzeugmeister Prinz Karl von Preußen und der junge Prinz Albrecht in der Dragoneruniform.

Sogleich trat der Lieutenant Schneider an den höchstkommandierenden heran und machte seine Meldung. Des Prinzen klares, strahlendes Auge ließ einen forschenden Blick umhergeschweifen.

Der Lieutenant Anker hatte gerade das Schloß betreten wollen und war bei dem Heranreiten des Prinzen unter dem Portal stehen geblieben.

Der Prinz winkte und sprang vom Pferde, ebenso auch die anderen jungen Herren und das Gefolge.

Die Generalstabsoffiziere führten ihn heran.

Der Lieutenant Schneider stellte seinen Gefangenen vor, der, militärisch grüßend, vor den Prinzen hintrat und denselben mit festem, traurigem Blick ansah.

„Ihre Landsleute haben uns den Sieg schwer gemacht“, sagte der Prinz, den Gruß verbindlich erwidern, „aber ein leicht erfochtener Sieg hat ja keinen Wert für den Soldaten, und auch für Sie ist trotz der Niederlage der heutige Tag ein ruhmvoller. Ich freue mich, einen Vertreter der tapferen dänischen Armee begrüßen zu können! Wo ist Ihr Degen?“ fragte er.

„Ich habe meine Waffe, wie es der Kriegsbrauch will, meinem tapferen Kameraden hier übergeben, der mich gefangen nahm. Es thut weh, sie zu mißsen, aber sie ist in guten Händen.“

„Nicht doch“, sagte der Prinz kopfschüttelnd, „einem so tapferen Soldaten darf man seine Waffe nicht nehmen.“ Er winkte.

Der Lieutenant Schneider eilte zu dem Wagen, der den Degen seines Gefangenen als kostbares Siegeszeichen aufbewahrt hatte, und brachte denselben dem Prinzen.

„Hier“, sagte dieser, indem er dem Lieutenant Anker den Degen zurückgab, „nehmen Sie die Waffe, die Sie so ehrenvoll für Ihr Vaterland geführt haben, zum Beweis der Achtung, welche preussische Soldaten dem würdig überwindenen Gegner entgegenbringen!“

Helle Freude erleuchtete das bleiche Gesicht des dänischen Offiziers. Er berührte die Klinge des Degens mit seinen Lippen und steckte denselben in die leere Scheide an seinem Wehrgehänge.

„Ich danke Eurer königlichen Hoheit aus ganzem Herzen“, sagte er; „so hart mein Schicksal auch sein mag, so ist der Krieg dennoch für ein Soldatenherz eine stolze Freude, wenn die erfüllte Pflicht die Anerkennung eines ritterlichen Feindesehrt.“

Der Prinz drückte ihm die Hand.

„Sie sind der Gast meines Hauptquartiers, Herr Kamerad“, sagte er, „bis die Verfügung über Ihre Internirung in einer unserer Festungen getroffen sein wird; seien Sie überzeugt, daß Sie überall in Preußen die Achtung finden werden, die Ihnen gebührt.“

Auch die beiden anderen Prinzen traten heran, reichten dem Gefangenen die Hand und unterhielten sich in liebenswürdigster Weise mit ihm.

Der Prinz Friedrich Karl trat zu dem Wagen heran, erkundigte sich nach Axel, der immer noch bewußtlos dalag, und sprach freundliche und tröstende Worte zu den Verwundeten.

Friedrich stand in dienstlicher Haltung neben seinem Wagen.

„Unterschiedler Blom!“ meldete er, den fragenden Blick des Prinzen beobachtend, indem er die Angabe seines Regiments und seiner Compagnie hinzufügte.

„Blom — Blom?“ fragte der Prinz Friedrich Karl, als ob er in seiner Erinnerung suchte. „Sie stammen aus dem Herzogtum Schleswig, nicht wahr? Der Feldmarschall hat Ihre Einstellung zum Dienst auf Avancement genehmigt?“

„Zu Befehl, königliche Hoheit!“

„Wie hat sich hier der Unterschiedler gemacht?“ fragte der Prinz den Lieutenant Schneider.

„Vortrefflich!“ erwiderte dieser. „Er hat seinen vollen Anteil an der Erstürmung der Schanze Nummer zwei.“

„Gewiß“, fiel der Lieutenant Anker, der die Frage gehört hatte, schnell ein, „ohne den Mann dort wäre ich nicht gefangen. Die Schanze war freilich nicht mehr zu halten, aber ich hätte mich und die Sieger zugleich unter ihren Trümmern begraben.“

„So, so“, sagte der Prinz, indem er mit einem langen, forschenden Blick voll freundlicher Teilnahme Friedrich betrachtete, „so, so, es freut mich, das zu hören: fahren Sie so fort, Unterschiedler, und verdienen Sie sich die Epauletten.“

Noch fragte der Prinz nach Bergen, sprach auch an dessen Wagen zu den Verwundeten freundliche Worte und rief dann einen Generalstabsoffizier heran, dem er einige Befehle erteilte für die Unterbringung der Verwundeten.

Die hohen Herren gingen in das Schloß zurück und auch der Lieutenant Schneider schloß sich auf des Prinzen Befehl dem Gefolge an, nachdem der letztere noch Friedrich befohlen hatte, sich zur Rückfahrt bei ihm zu melden.

Friedrich begleitete die Wagen nach dem Lazarett. Die Verwundeten fanden alle Unterkommen.

Axel wurde in das beste, für die Offiziere bestimmte Zimmer gebettet. Der Arzt untersuchte noch einmal die Wunde, erklärte dieselbe zwar für lebensgefährlich, gab aber die Versicherung, daß die Rettung bei günstigem Verlauf nicht ausgeschlossen wäre.

Friedrich empfahl ihn und Bergen bringend der Sorge des Arztes und der ersten Pflegerin.

Tränen des Auges umarmte er den Freund, der so lange sein Schicksal mit ihm geteilt hatte, und wendete sich dann, nachdem er Axels Stirn noch einmal mit seinen Lippen berührt hatte, schweren Herzens zurückkehrend, nach dem Schloß.

Erst jetzt empfand er die ganze Bedeutung des Entschlusses, den er in aufwallender Begeisterung gefaßt und der ihn so weit ab von der Bahn seines bisherigen Lebens geführt hatte.

Einsam sollte er nun seinen Weg fortsetzen, und es überkam ihn eine kalte und starre Resignation. Er hatte seine Pflicht gethan und so furchtbares Leid gefunden, er war das Opfer seiner Ueberzeugung geworden. Er bereute dies Opfer nicht, aber schmerzvolle Bitterkeit schnürte sein Herz zusammen, aus dem alle Hoffnung gewichen war. Traurig stieg er die Treppe hinab, um zu seinem Wagen zurückzukehren.

Als er an dem Spechzimmer des Lazarets in dem unteren Flur des Hauses vorüberschritt, öffnete sich die Thür desselben.

Gleichgiltig blickte er auf. Vor ihm stand eine ganz einfach schwarz gekleidete Dame, die bei seinem Anblick wie entsetzt einen Schritt zurückwich.

Er erkannte Mathilde Stören.

Auch er blieb wie angewurzelt stehen; er hatte ein Gefühl, als ob sein Herzschlag aufhöre, als ob seine Glieder ihm den Dienst versagten.

Dunkle Muth überzog Mathildens Gesicht, dann wurde sie bleich wie der Tod. Mit großen Augen sah sie Friedrich an, aber in ihren Blicken lag nicht höhnischer Hochmut, nicht Haß und Zorn, ein inniges Gefühl leuchtete aus ihren Augen hervor, ein unendlich wehmütiges Lächeln spielte um ihre Lippen.

Einige Augenblicke standen sich beide schweigend gegenüber, dann trat Mathilde wie in unwillkürlicher Bewegung vor und in leisem Hauch ein unverständliches Wort flüsternd, streckte sie Friedrich ihre Hand entgegen.

Sein Herz wallte freudig auf nach so viel schmerzlichen Erquickungen in dem Augenblick, da er einsam, von dem Freunde getrennt, ohne Namen und Familie in die Welt hinauszog, that ihm der Gruß der Jugendfreundin, in der ihm seine ganze glückliche Kindheit verkörpert entgegentrat, unendlich wohl.

Er trat näher zu ihr heran, er streckte die Hand aus, fast schon berührte er die ihrige, da erhob sich Axels Bild bleich und blutig wie ein drohendes Gespenst vor ihm. Entsetzt starrte er Mathilde an, schauernd wich er zurück.

Durfte er Mathilde berühren mit der Hand, die mit dem Blute ihres Bruders besetzt war.

Zitternd, mit schwer atmender Brust, stand er vor ihr, während sie ihn, erschrocken über seine so plötzliche Veränderung, starr ansah.

„Nein, nein!“ rief er in verzweiflungsvollem Aufschrei. „Axel — Axel — dort oben — leben Sie wohl, Mathilde, und fluchen Sie mir nicht!“

Er stürzte fort.

Mathilde sah ihm schmerzvoll nach. „So sehr kann er mich hassen“, flüsterte sie, „daß er mir nicht einmal zum Abschied die versöhnende Hand reichen mag.“

Sie drückte die Hände auf ihr Herz und stieg mit thränenden Augen die Treppe zu dem Krankenzimmer hinauf.

Wenige Augenblicke später sank sie mit schmerzlichem Jammerruf neben ihres Bruders Lager nieder.

Friedrich aber, der seinen Offizier schon im Schloßhof zur Abfahrt bereit fand, kehrte im Dunkel der herabsinkenden Nacht über das Schlachtfeld, auf welchem die Sanitätskolonnen mit Fackeln und Laternen ihre traurige Pflicht der Barmherzigkeit erfüllten, zu seiner Truppe zurück.

Es schien ihm, als ob das warme Leben hinter ihm zurückblieb und Kälte und Dunkelheit vor ihm grauenvoll sich ausbreiteten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Springprojektion zu Eaternach.

(Vgl. S. 518 u. 519.)

Das Großherzogtum Luxemburg, hundert Quadratmeilen groß mit etwa 255,628 Einwohnern, ist zwar ein durchaus deutsches Land, gehört aber seit dem Jahre 1867 nicht mehr zu Deutschland, sondern ist ein vollständig unabhängiger Staat, der nur durch Personalunion mit dem Königreich der Niederlande verbunden, dessen Herrscher gleichzeitig Großherzog von Luxemburg ist, nur mit dem Vorbehalte, daß im Großherzogtum die männliche Nachkommenschaft herrschen soll, so daß nach dem Tode des jetzt regierenden Königs von Holland auf den Herzog Adolf von Nassau die Regierung in Luxemburg übergehen würde, wie das bei der eingetretenen Regierungsunfähigkeit des Königs jetzt statgefunden hat. Seit dem Jahre 1867 ist das Großherzogtum auch für neutral erklärt worden.

Obachtet nur etwa drei- bis viertausend Personen im ganzen Lande die französische Sprache als Umgangssprache brauchen, ist die Regierung des Großherzogtums doch stets bestrebt gewesen, das Volk zu franzosieren; die Münze ist französisch, die amtliche Sprache ist die französische, alle Kammerverhandlungen, alle Plaidoyers bei den Gerichten werden in diesem Idiom gehalten, selbst die Erlasse und Bekanntmachungen der Behörden, bis zu den Verwaltungen der kleinsten Ortschaften herab, müssen französisch abgefaßt sein, nur daß man denselben eine deutsche Uebersetzung hinzufügt, weil sonst der weitaus größte Teil der Bevölkerung dieselben nicht verstehen würde. Eine sehr rühmliche Ausnahme von diesen Bestrebungen, das Volk zu franzosieren, machen die Diener der katholischen Kirche, welche nur in deutscher Sprache predigen. In zwei Gemeinden allein, an der französischen Grenze, mit gemischter Bevölkerung wird französisch gepredigt. Wie überwiegend die Bewohner der katholischen



Die Springprozession zu Schleierberg. Zeichnung von J. H. S. 1877. (S. 317.)

Religion angehören, geht aus der letzten Volkszählung im Großherzogtum hervor, welche nur 928 Protestanten und 780 Juden ergab.

Das ganze Großherzogtum ist ein landschaftlich schönes, fruchtbares und sehr industrielles Land, namentlich blühen der Eisenerzbergbau, die Gerberei und die Lederindustrie, nur Kohlen besitzt es nicht, so daß das zur Verhüttung der Eisenerze erforderliche Brennmaterial von außerhalb eingeführt werden muß.

Das Land ist in drei Bezirke eingeteilt, deren Hauptorte Luxemburg, Diekirch und Grevenmacher sind. Die Stadt Luxemburg war einst eine der stärksten Festungen, deren Werke nach den verschiedensten Systemen der berühmtesten Ingenieure gebaut waren. Zuletzt und bis 1867 hatte sie eine Besatzung von zehntausend Preußen. Nach der Neutralitätserklärung verlor Luxemburg den Charakter einer Festung, die Werke wurden geschleift. — Diekirch ist ein freundliches, gewerbetätiges Städtchen, Hauptort des nördlichen Bezirks, liegt an der Sure oder Sauer und der von Luxemburg nach Serviers und Lüttich führenden Eisenbahn. Die Landschaft um Diekirch ist höchst romantisch zwischen den westlichen Abhängen der Eifel, dem Gebirgszuge des Eisungs und den östlichen Abhängen der Ardennen; ausgedehnte Eichen- und Buchenwälder bedecken die Berge und Hügel, welche auch außerordentlich reich an Eisenerzen sind. — Grevenmacher, der Hauptort des östlichen Bezirks, liegt an der Mosel, unmittelbar der Grenze des preussischen Regierungsbezirks Trier gegenüber; dort wird vornehmlich Wein- und Obstbau getrieben.

Auf dem rechten Ufer der Sauer liegt das Städtchen Echternach, berühmt durch die alljährlich am Pfingstdienstag daselbst stattfindende sogenannte Springprojektion. Diese in ihrer Art wohl einzig in der Welt dastehende Projektion rührt noch aus dem Mittelalter her und soll ein Tanzfest für das Aufheben des Heiligtums bedeuten, der einst in der Gegend von Echternach gefeiert und viele Opfer gefordert hat.

Außerhalb der Stadt an der über die Sauer führenden Brücke versammeln sich die Teilnehmer an der Projektion, die aus dem Großherzogtum, der preussischen Rheinprovinz, Belgien und noch von weiter her in großen Scharen zusammenströmen und oft die Zahl von zwölf bis fünfzehntausend erreichen. Wie bei allen Projektionen eröffnen zuerst die kleinen Schulkinder beiderlei Geschlechts den Zug, dann folgen die größeren Burschen und Mädchen, die Männer und Frauen, schließlich die gesamte Geistlichkeit der Umgegend, der älteste derselben mit dem Allerheiligsten unter dem Baldachin. Das besonders Eigentümliche dieser Projektion ist, daß die Teilnehmer an derselben nicht gehen, sondern springen, oder besser gesagt hüpfen; immer drei bis vier Schritte vorwärts und dann wieder zwei Schritte rückwärts, alles nach dem Takte einer alten Melodie, die unausgesetzt von einzelnen Fiedlern, Klarinetten- und Dudelsackspielern aufgeführt wird, welche in bestimmten Zwischenräumen in den langen Zug eingereiht sind. Nur die den Schluß der Projektion bildende Geistlichkeit hüpfte nicht, sondern wandelt in ernstem, feierlichem Schritte einher, mit Weichhauchfächern und einer ordentlichen Musikbande, welche den von den Klunnen, Kaplänen und Pfarrern angestimmten Hymnus begleitet.

Längs des ganzen Weges, von der Sauerbrücke durch die Straßen des Städtchens bis hinauf zu der auf einer Anhöhe liegenden, ziemlich schönen und großen Kirche, sind Tische aufgestellt, an denen Frauen Landwein und Bier an die frommen Springer verlaufen, welche durch das wohl zwei Stunden andauernde Hüpfen in der Sonnenglut eines schönen Pfingsttages ganz gehörig in Transpiration geraten und eines frischen Trunkes dringend bedürfen. Ist das Glas geleert, so eilen sie schnell wieder auf ihren Platz in der Reihe, ergreifen die Hand ihres Nachbarn, respektive Nachbarin, und es geht weiter nach der alten wunderlichen Melodie. Unsere Illustration bringt einen solchen fliegenden Weinschank nebst einem charakteristischen Stück der Projektion zur Anschauung. Alle Stände sind bei diesem sonderbaren Zuge beteiligt, und selbst Damen haben sich aus irgend einer Ursache oft nach Echternach „verlobt“, wie man ein solches Gelübde wohl zu nennen pflegt.

Hat die Projektion, was keine Kleinigkeit ist, die Kirche auf dem Hügel erreicht, so werfen sich die Gläubigen auf den kalten Steinboden hin, verrichten ein Gebet, hören die Predigt an, opfern und gehen auf der andern Seite wieder hinunter in die Stadt, um sich zu erfrischen und in den überfüllten Wirtschaften ein Glas Wein, Bier oder etwas zum Essen zu erobern. Auf dem Markte und in der Hauptstraße sind zahlreiche Buden errichtet, in denen allerhand Manufaktur- und Spielzeugwaren, Pfefferkuchen, auch Würste, Kuchen und dergleichen mehr feilgeboten werden; selbstverständlich fehlt es auch nicht an Schieß- und Glücksbuden aller Art. Bis spät in die Nacht hinein herrscht fröhliches Treiben, laute Lustbarkeit und Tanz in den Wirtschaften und auf dem Markte, zur größten Befriedigung der Echternacher Geschäftsleute, welche an dem Tage der Springprojektion mehr Geld einnehmen, als sonst während des ganzen Jahres zusammenkommen.

Trotz der Seltsamkeit dieser Projektion herrscht in der springenden Menschenmasse doch das Gefühl, ein religiöses Werk zu vollziehen, mit dem allerdings eine Art Volksfest, bei dem man es sich wohl sein läßt, verbunden ist.

Perlenfischerei in Ceylon.

(Wid. S. 522.)

Die Insel Ceylon (Singala) gehört auch zu den irdischen Paradielen, wie man deren mehrere in dem indischen und malaisischen Archipel antrifft, und zwar mit zu den größten, denn sie hat eine Länge von 460 Kilometer von Norden nach Süden, bei einer Breite von 225 Kilometer. Die Gebirge im Innern erheben sich bis zu einer Höhe von 1600 Meter, sind mit der üppigsten Vegetation bedeckt und bergen in ihren wundervollen Waldungen die wertvollsten Bäume aller Art; zahlreiche Flüsse durchströmen die ganze Insel und tragen durch die Leichtigkeit der Bewässerung sehr viel zu der außerordentlichen Fruchtbarkeit Ceylons bei, welche durch das feucht-heiße Klima noch gefördert wird. Die vorzüglichsten Produkte Ceylons bestehen in Zimmt, Kardamom oder anderen Gewürzen, Reis, Holzern und so weiter; den wertvollsten Handelsartikel jedoch bilden die

schönen, kostbaren Perlen, welche aus den Millionen von Perlenmuscheln oder Perlenkaurien gewonnen werden, welche sich in den unerhöplichen Kaurienbänken an der Nordostküste der Insel befinden, namentlich innerhalb der Meeresstraße im Golf von Mannar, dem südlichen Teile der Passstraße, welche Ceylon von dem indonesischen Festlande scheidet.

Die Perlenfischerei ist eines der gefährlichsten Geschäfte, die es gibt. Auf einem Boote, das zu dieser Fischerei bestimmt ist und wie unsere Illustration eines zur Anschauung bringt, befinden sich außer dem Schiffer und einem Regierungsbeamten, der die Aufgabe hat, die Zahl der von den Täufern eingesammelten Kaurien festzustellen, noch zehn Matrosen und zehn Täufer. Jeder Täufer, der völlig entkleidet ist, steckt, wenn er in die Tiefe geht, einen Fuß in eine Schlinge, welche sich an einer starken Schnur befindet, die fest um einen etwa 40 Pfund schweren Stein gewunden ist, und sinkt dann mit Hilfe dieses Steines bis auf den Meeresboden, etwa 36 bis 45 Fuß tief. Um seinen Hals hängt ein kleiner Korb oder ein Netz, an welchem ein Tau befestigt ist, dessen anderes Ende von einem Manne an Bord des Bootes gehalten wird. Auf dem Meeresgrunde angelangt, zieht der Täufer seinen Fuß aus der Schlinge, der Stein wird wieder in die Höhe gezogen und nun rafft der Mann von der Kaurienbank die kleinen Perlenmuscheln so schnell als möglich in den Korb oder das Netz zusammen, gewöhnlich 3000 Stück in Zeit von einer, höchstens anderthalb Minuten, denn länger kann er nicht unter Wasser bleiben; dann gibt er mit dem Tau des Reizes zum Aufwinden des gefüllten Korbes und kommt selbst wieder an die Oberfläche herauf, wo er sich an der Seite des Bootes festhält, um Atem zu schöpfen und nach einigen Minuten wieder hinunterzutauchen. Es kommt gar nicht selten vor, daß diese unerfahrenen Menschen das Opfer eines Hai-fisches werden, welche die gefährlichsten Feinde der Täufer sind. Man hat es versucht, die Taucherausrüstung bei der Perlenfischerei zur Anwendung zu bringen, um die Täufer vor den Hai-fischen zu schützen, doch ist man davon zurückgekommen, weil die Leute durch diese Apparate in ihren Bewegungen so sehr gehindert werden, daß sie in dem Zeitraum von 2 bis 3 Minuten kaum 1500 Kaurien einsammeln können. Wenn es klares, helles Wetter ist, so können die Täufer auf dem Meeresgrunde jeden Gegenstand selbst den kleinsten, ganz deutlich erblicken. Die Täufer sind meistens Indier oder Araber. Jeden Morgen ziehen ungefähr 100 Boote nach den Kaurienbänken aus und fischen bis zum Untergange der Sonne, worauf sie ans Land zurückkehren. Während des Einsammelns der Kaurien hält sich ein Regierungsfahrzeug in der Nähe auf zur Beaufsichtigung und zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Die eingesammelten Muscheln werden entweder in eingefriedigten Käfigen aufgeschüttet oder in großen Behältern aufbewahrt, bis sie in Fäulnis übergehen, wobei sich die Mehrzahl der Kaurien von selbst öffnet; dann werden sie sorgfältig gewaschen und die Perlen herausgenommen. Natürlich enthalten nicht alle Kaurien Perlen, oft aber findet man 8 bis 12 Stück in einer einzigen Muschel. Die Perlen werden getrocknet, worauf man sie durch neun verschiedene Siebe gehen läßt, von denen immer eines feiner als das vorhergehende ist. Durch diese Manipulation werden die Perlen sortiert und kommen dann in den Handel, die Größe derselben und ihre Schönheit bedingen den Preis. Diejenigen, welche eine vollkommen runde Form, eine feine Politur und einen hellen, durchsichtigen Glanz besitzen, sind die wertvollsten; Perlen von der Größe einer kleinen Walnuß sind äußerst selten, doch findet man schon häufiger welche von der Größe einer Kirchse, und diese sind immer noch sehr teuer. Runde, birnförmige, zwiebelartige und sogenannte Baroqueperlen, das ist schlecht geformte, kommen am häufigsten vor. Man unterscheidet im Handel große oder Zahlperlen, die kleineren nennt man Lotperlen, während die kleinsten Staubperlen heißen. In Europa schätzt man am höchsten die Perlen von weißem Wasser, während die Indier und Araber diejenigen von gelbem Wasser vorziehen. Es gibt auch Perlen mit Vleisglanz, von schwärzlicher Farbe und ganz schwarze Perlen. Abgesehen von der berühmten Perle der Königin Kleopatra, welche auf anderthalb Millionen Mark nach unserem Gelde geschätzt war, ist die größte Perle, welche je gefunden wurde, die, welche König Philipp II. von Spanien besaß und die einen Wert von 80,000 Dukaten repräsentierte; sie war von der Größe eines Taubeneis.

Von allen bei Ceylon gesammelten Perlenmuscheln müssen an die Regierung zwei Drittel abgeliefert werden, was im Durchschnitt eine Abgabe von 1 Pfd. Sterling und 10 Schilling von 1000 Pfd. repräsentiert. In diesem Jahre betrug diese Abgabe 40,000 Pfd. Sterling.

Außer an der Nordostküste von Ceylon wird die Perlenfischerei noch an den Küsten von Java, Sumatra, Japan und namentlich im persischen Meerbusen betrieben, ebenso an der West- und Ostküste von Mexiko, wo ebenfalls schöne Perlen gefunden werden.

Die Perlen sind bekanntlich Anhäufungen derjenigen Substanz, welche die inneren Schichten der Schalen (das Perlmutter) bildet, und bestehen aus außerordentlich feinen Schichten, welche die schönsten Farbenerscheinungen zeigen; ihre Bildung entsteht meistens aus äußeren Zufälligkeiten, aus Verletzungen des Mantels des Tieres oder infolge des Eindringens fremder Körper, eines Sandkörnchens oder eines kleinen Wurmes. Unsere Illustration zeigt zwei Perlenkaurien in vergrößertem Maßstabe mit zwei Perlen; gleich links neben diesen Muschelschalen sehen wir einen Täufer mit Hilfe des oben erwähnten Steines in die Tiefe gehen, während rechts unten zwei Täufer beim Einsammeln der Muscheln auf dem Meeresgrunde dargestellt sind. Das Mittelbild bringt das Fischerboot zur Veranschaulichung mit seiner Besatzung, von welcher ein Teil beschäftigt ist, die Täufer hinabzulassen, während ein anderer Teil die mit Kaurien angefüllten Körbe hinaufwindet.

Lebensregeln.

Der Sterbende ist Gottes Freund.

Ausspruch Mohammeds.

Um Mähmal verlaufen uns die Götter alles Gute.

Epigramm.

Albumblatt.

Nachtreise.

Ich reit' ins finstre Land hinein,
Nicht Mond noch Sterne geben Schein,
Die kalten Winde tosen.
Oft hab' ich diesen Weg gemacht,
Wann goldner Sonnenschein gelacht,
Bei lauer Lüfte Kosen.

Ich reit' am finstren Garten hin,
Die dürrn Bäume faulen drin,
Die welken Blätter fallen.
Hier pflegt' ich in der Rosenzeit,
Wann alles sich der Liebe weihet,
Mit meinem Lieb zu wallen.

Erlöschen ist der Sonne Strahl,
Verwelkt die Rosen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen.
Ich reit' ins finstre Thal hinein
Im Wintersturm, ohn' allen Schein,
Den Mantel umgeschlagen.

Uhländ.

In Yalta.

Novelle

von

Lucy Hase.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es war ein glühend heißer Junitag. Einsam lag das kleine Posthaus an der blendend weißen Chaussee, die von Simpheropol nach Yalta am schwarzen Meer führt. Auf dem Hofe standen eine Reihe hübscher, starker Postpferde; die Postknechte saßen in der Küche um den Samowar und tranken Thee; der Postvorsteher lag in seinem kleinen Zimmer auf dem Sofa und schlief; in den großen Löchern auf dem Hof saßen ein paar Hühner und Puten in der Sonne, einige Hunde schliefen in den Ecken, sonst war kein lebendes Wesen zu sehen.

Es lag ein süßer, stiller Friede über dem Ganzen; ein Bild des dolce far niente lag das kleine graue Posthaus „Mahmud Sultan“ zwischen den Bergen der Krim.

Da rollte aus dem Thal ein kleiner Wagen heran, nur von einem Pferde gezogen; ein junges Mädchen in russischem Kostüm führte die Zügel. Sie hatte ein schönes, ausdrucksvolles Gesicht, aus dem erst eine große dunkle Augen schauten; sie trug das faltige, buntgefärbte russische Hemd mit weiten, bordierten Ärmeln, dazu einen roten Rock, mit weißen und blauen, ebenfalls reich gestickten Streifen besetzt, darüber die breite, bunte Schärpe und um den Hals die dicken, bunten Perlenketten, mit langen farbigen Bändern im Nacken zusammengebunden. Zum Schutz gegen den glühenden Sonnenschein trug sie einen weißen Hut, der allerdings wenig mit ihrem Kostüm harmonierte.

Neben ihr im Fond des kleinen, eleganten Wagens saß eine ältere Dame. Sie war vielleicht einmal schön gewesen, jetzt war sie jedenfalls zu dick, um auf Schönheit Anspruch machen zu können; ihr Gesicht war stark gepudert; auf dem Schoß hielt sie ein kleines weißes Hündchen. Ihnen gegenüber auf einem andern Sitz saß ein anderes junges Mädchen mit lieblichem, rundem Kindergesicht; unter dem schwarzen Strohhut leuchtete eine reine weiße Stirn hervor, unter feinen schwarzen Brauen und langen, gebogenen Wimpern schauten klare, dunkelblaue Augen in die Welt hinaus, sie besaß eine gerade, gutgeformte Nase und einen kleinen, reizenden Mund; ihr reiches braunes Haar war von silbernen Nadeln zu einem schweren, griechischen Knoten zusammengehalten. Es war keine russische Physiognomie, die Heimat des jungen Mädchens lag weit im Norden, Niga am baltischen Meer, in den Ostseeprovinzen, die fast noch ganz deutsch sind.

„Da ist ja schon Mahmud Sultan,“ sagte die ältere Dame.

„Ja wohl, Tante Olga,“ antwortete die jüngere, die die Zügel führte, „aber die Diligence scheint noch nicht angekommen zu sein.“

Sie hielt; das junge Mädchen, das rückwärts geessen, sprang zuerst heraus.

„Nimm Duschinka, liebe Konstanze,“ rief die ältere Dame, ihr den kleinen Hund reichend.

Zuletzt stieg auch die andere junge Dame aus; sie führte ihr schönes, edles Pferd in den Schatten, indem sie es zärtlich streichelte. Die ältere Dame ging mit dem Hündchen an seiner Kette auf und ab. Konstanze trat mit ihrem kleinen Reisetäschchen zu dem schönen, großen Mädchen und ihrem Pferde.

„Nun, liebe Konstanze,“ sagte das große, schöne Mädchen und sah ihrer kleinen, zierlichen Nachbarin freundlich in die Augen, „freust Du Dich auch auf Yalta und das Meer?“

„O ja, Lisa,“ erwiderte die Angeredete, „aber eigentlich

fürchte ich mich doch ein wenig vor dem Alleinsein mit Tante Olga."

Lisa lachte leise.

"O mein gutes Seelchen, ihr werdet ganz gut miteinander auskommen. Du bist ja so sanft und lieb, und wenn sie einmal brummt, so mußt Du es Dir nicht zu Herzen nehmen; übrigens dauert es ja nur einen Monat, dann kommst Du mit Tante Olga wieder zu uns."

"Ach, liebste Lisa," flüsterte die Kleine, "mir ist das Herz so schwer, ich wäre so gern bei euch geblieben."

Inzwischen war ein zweiter Wagen herangekommen, besetzt mit Koffern, Schachteln, Taschen und Körben, man lud alles ab und placirte es vor das kleine Posthaus. Da tönte aus dem Thal herauf der lustige, schmetternde Klang eines Hornes.

"Das ist die Diligence!" rief Lisa lebhaft, und da tauchten auch schon die Pferde und der schwerbeladene Postwagen aus der Tiefe auf. Vier Pferde waren in einer Reihe angespannt, auf dem hohen Bod saß der Kutscher im faltigen blauen Rock, den bunten Gürtel um den Leib, den schwarzen Hut auf dem dunklen Kopfe und neben ihm der Postillon mit seinem blanken Horn. Die starken Pferde zogen den schweren Wagen ziemlich leicht den Berg hinauf. Im nächsten Moment hielt er vor der Thür, die Kutscher kamen aus der Küche, die dampfenden Pferde wurden ausgepannt und herumgeführt, vier andere eingespant. Die Insassen des Wagens waren herabgelenkt, vorn auf dem breiten Sitz hinter dem Kutscher hatten zwei Herren und eine Dame gesessen, im Innern des Wagens vier Herren. Sie gingen auf und ab, so lange der Aufenthalt dauerte. Die Effekten der Damen wurden aufgeladen.

"Liebe Konstanze," sagte Tante Olga, "nimm Duschinkas Untertasse und bitte um etwas Wasser für ihn."

Das junge Mädchen trat in das kleine Haus, wo sie auf einem Tisch eine Karaffe mit Wasser fand.

"Komm, Duschinka, komm, mein Liebchen," rief sie in deutscher Sprache.

Da wandte sich ein Herr, der, den Rücken ihr zuwendend, eine Aufschrift an der Wand gelesen, um. Er mochte noch sehr jung sein, vielleicht zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre, seine Figur war nicht über Mittelgröße, seine Bewegungen edel, seine Haltung nachlässig. Sein heller Sommeranzug sah ihm lose und trug keineswegs zur Verschönerung seiner schlanken Gestalt bei. Sie bemerkte es nicht, sie sah nur nach seinem Gesicht; seine Farbe war gelb, dabei aber wundervoll rein und klar, seine Nase war fein und etwas gebogen, den Mund beschattete ein kleiner, dunkler Bart; aber was Konstanze am meisten fesselte, das waren seine Augen, ein Paar schöne, dunkelbraune Augen, nicht groß, aber schön geschnitten und von herzgewinnendem Ausdruck.

Dann ging er langsam, die Hände auf den Rücken gelegt, an ihr vorüber der Thüre zu; sie nahm ihr kleines Hündchen auf den Arm und trat mit ihm zur Tante.

Der Postillon stieg dreimal ins Horn, die Herren stiegen ein.

"Legt meine Kissen und die Reisetasche auf unsere Plätze," sagte die Tante in französischer Sprache.

Die beiden Mädchen umarmten und küßten sich noch einmal und Konstanze stieg ein. Es waren zwei Plätze leer geblieben, einer in der Ecke und der andere auf dem gegenüberliegenden Sitz zwischen dem jungen Mann und einem Ältern. Konstanze legte das Kissen der Tante auf diesen Platz, dann stieg sie noch einmal heraus, um der Tante die Wahl zu lassen.

"Leb wohl, Tante Olga," sagte Lisa, "und mögest Du gesund und glücklich wiederkommen."

Sie küßten sich noch einmal. Kutscher und Diener kamen, die die Reisetassen gebracht, und küßten der Gräfin das Kleid, dann stieg sie ein; sie sah sich im Wagen um, nahm ihr Kissen und legte es auf den Platz in der Ecke; so blieb für Konstanze nur der Platz zwischen den beiden Herren frei.

Der Wagen war sehr eng, der junge Mann hatte sich ganz in seine Ecke zurückgelehnt, aber dennoch berührten sich ihre Arme. Sie wagte nicht, ihn anzusehen.

"Ist der Wagen für sechs Personen bestimmt?" fragte die Gräfin einen alten Herrn, der neben ihr saß.

"Ja wohl," erwiderte er.

"Jetzt, Duschinka, sei hübsch artig," sagte sie französisch zu dem Hündchen, "sei hübsch artig und belästige die Herren nicht, du bist zwar beschäftigt, mon petit ki ki, aber ich hoffe, daß du dich heute etwas in acht nimmst wirst."

Sie nahm das kleine Kissen, legte es auf ihren Schoß und darauf ihren weißen Liebling; dann lehnte sie sich in ihre Ecke zurück und gab ihren Fächer und die Kette des Hundes ihrer Nichte zu halten.

"Es ist eine fürchterliche Hitze," seufzte sie.

Es war ein helperiger Weg, mitten darin waren große Löcher, Konstanzes junger Nachbar hatte sich etwas umgedreht und sah angelegentlich in den Wald hinaus oder auf die junge Dame, die vorn zwischen zwei Herren auf dem offenen Sitz hinter den Postillon saß; sie hatte ihm ihr Profil zugekehrt, und Konstanze bemerkte, daß sie eine ganz ungewöhnlich große Nase hatte. Da fuhr der Wagen plötzlich heftig in ein Loch und Konstanze stieß unfaß-

mit ihrem Arm an den Arm des Fremden; sie sahen sich an, sie ein wenig erschrocken, er ein wenig verlegen. "Verzeihen Sie," sagte er in russischer Sprache, und sie zu gleicher Zeit: "Pardon, monsieur," und darauf sah er nach rechts nach der großen Nase der jungen Dame und sie nach links nach der kleinen Nase Duschinkas.

Es ging durch Wald bergauf und bergab und nach rechts und nach links, die vier Pferde griffen tüchtig aus und bei jeder Biegung des Weges stieß der Postillon ins Horn und Konstanzes Herz jauchzte; ja wie kann auch ein junges Menschenherz traurig sein, so in die herrliche Krim hineinzufahren mit stinken Pferden an dem schönsten Juni-morgen an der Seite eines hübschen jungen Mannes!

Und dann kam nach dreistündiger Fahrt eine Station; sämtliche Passagiere stiegen aus, um ihren großen Durst zu löschen. Duschinka wurde die kleine Kette angelegt, die Gräfin ging auf der kleinen, schmalen Veranda des Posthauses auf und ab, Konstanze war mit Duschinka eine Strecke die Landstraße hinaufgegangen. Es wurden wieder Pferde gewechselt, das Hündchen bekam etwas Milch, und unterdessen war die Gräfin eingestiegen; sie hatte den Platz gewechselt und sich in die Ecke gegenüber gesetzt.

"Laß erst die Herren einsteigen und dann setze Dich mir vis-à-vis," sagte sie zu Konstanze.

"Ach," dachte diese, "jetzt werde ich nicht neben ihm sitzen, nun, es ist ja auch ganz einerlei," tröstete sie sich.

Wieder blies der Postillon ins Horn und die Herren stiegen ein und setzten sich, wie sie vorher gesessen hatten; dann stieg auch das junge Mädchen ein. Er sah ihr jetzt schräge gegenüber, und als sie schüchtern hinüberfah, bemerkte sie, wie seine Augen auf ihr ruhten. Sie sah rasch hinweg, die Gräfin hatte das kleine Kissen auf ihre Kniee und die Konstanzen gelegt; sie stießen zusammen, denn der Wagen war sehr eng, der kleine Hund lief hin und her, von der Gräfin zu Konstanze und wieder zurück, es war ihm heiß, er konnte keine Ruhe finden; dann setzte er sich zu Konstanze und beleckte ihr die Hände.

Und noch einmal sah Konstanze hinüber. Er sieht doch gar zu hübsch aus, entschuldigte sie sich, da sie sah, wie ein leises Lächeln über sein Gesicht flog und es wunderbar verschönte, und ohne daß sie es gewollt hätte, mußte sie auch lächeln, nur ein wenig, ein ganz klein wenig, aber vielleicht hatte er es doch bemerkt, denn so oft ihre Blicke hinüberflogen, sah sie, daß seine Augen auf sie gerichtet waren. Gekloppt wurde wenig während der ganzen Zeit; die Gräfin sprach einmal mit Konstanze in französischer Sprache über Personen, die den anderen gänzlich unbekannt waren, die Herren sprachen fast gar nichts miteinander.

Es war eine glühende Hitze in dem Wagen, obgleich alle Fenster geöffnet waren, und Konstanze wurde so müde, daß sie kaum noch ihre Augen offen halten konnte. Der Schlaf überwältigte sie, obgleich sie sich mit Anstrengung all ihrer Kräfte dagegen sträubte, es half ihr nichts, immer wieder schlossen sich ihre Lider, so oft sie sich auch aufraffte; sie schämte sich, der Tante, die gerade aufgerichtet dafah, zu zeigen, wie schläfrig sie war.

Ein Weilschen war sie aber doch fest eingeschlafen und als sie dann bei einer jähen Biegung um die Waldecke erschrocken aufsprang, sah sie, wie er sie mitleidig und ganz leise lächelnd anblickte. Sie sah rasch zur Seite, aber nach einer kleinen Weile mußte sie doch wieder hinschauen und abermals waren seine Augen auf sie gerichtet; das verscheuchte ihr den Schlaf, es lag vielleicht ein wenig Magnetismus in ihren Augen, daß sie sich so oft begegneten. Konstanze dachte nicht daran, sie dachte nur, was hat er doch für wunderschöne Augen, so dunkel und so berebt.

Da bogen sie wieder um eine Ecke, der Postillon stieg wieder ins Horn, und da lag das Meer vor ihnen, zwar noch in weiter, weiter Ferne, aber doch deutlich zu erkennen. Dann führte der Weg wieder in die Berge hinauf; da lagen große, Tatarendörfer, und braune Männer in ihren weiten, faltigen Hosen, kurzen Jacken, mit dem bunten Gürtel um den Leib und der schwarzen Fellmütze auf dem Kopf saßen zusammen am Wege, Weiber mit weißen Kopftüchern schauten über Gartenzäune, und Kinder in farbenreichen Kostümen liefen schreiend dem Wagen nach. Konstanze war der Schlaf vergangen, sie sah neugierig herab auf die bunten, reizenden Bilder, die rasch an ihr vorbeischnitten.

Um zwei Uhr lag Anushta vor ihnen mit seinen kleinen weißen Häuschen und Konstanze sah zum erstenmal das schwarze Meer, das herrliche, gewaltige, das im schönsten Blau strahlte. Vor dem kleinen Posthause wurde ein längerer Aufenthalt gemacht. Wieder wurden die Pferde umgespannt und die Passagiere nahmen das Diner. Der junge Mann sah ihr gegenüber auf der kleinen Veranda, die nur durch ein Leinwanddach vor den sengenden Sonnenstrahlen geschützt war; an dem Ende der Tafel präsidirte die Gräfin. Der Speisetisch war nur sehr klein, die Auswahl gering; ein alter Diener in grauem, kurzem Rock, mit braunen, sonnenverbrannten Händen bediente unbehilflich und ungeschickt, die Suppe war versalzen und die Koteletts waren hart. Die Tante seufzte, aber Konstanze merkte von dem allem nichts, sie sah nur die einzelnen Sonnenstrahlen, die lieblosend auf seinem dunklen, welligen Haar spielten,

die wie leichte Funken in seinen braunen Augen blitzen, sie sah nur das freundliche Lächeln, das um seinen Mund schwebte, und hinter ihm das herrliche Meer, das so still dalag in der glühenden Hitze, als sei es eingeschlafen, auf dem die Sonnenstrahlen in Millionen Funken blitzen. Sie wurde öfters verlegen von seinen Blicken und bückte sich herab zu Duschinka, um ihr Erdbeeren zu verbergen.

Dann ging sie mit ihrem kleinen Hündchen etwas spazieren die Straße hinauf, und es war ihr, als ginge sie im Traum. Ueber ihren Gedanken lag ein Nebel, das kam von der Hitze. Der Himmel sah ganz dunkelblau aus, ihr schien's, als habe sie ihn nie so schön gesehen, aber voll ansehen konnte sie ihn nicht, das grelle Licht blendete ihre Augen; sie ging langsam zurück, den Sonnenschirm hatte sie geschlossen und den Kopf gesenkt, ihr braunes Haar schimmerte wie Gold im strahlenden Sonnenschein. Er hatte sich an die Brüstung der Veranda gestellt und schaute die Straße hinauf, sie errödete wieder ein wenig und besüßelte ihre Schritte, sie mußte dicht unter ihm vorbei, aber er sagte nichts. Die Gräfin saß im Schatten und rauchte.

"Steige ein, Konstanze," sagte sie, "ich komme gleich nach," und Konstanze nahm das Hündchen auf den Arm und setzte sich in ihre Ecke.

Da blies der Postillon ins Horn, zwei, dreimal, und mit wütendem Gebell war Duschinka von ihrem Schoß herunter, den hohen Tritt des Wagens hinab und an seinen Beinen. Konstanze sprang ihm erschrocken nach und glücklicherweise bekam sie ihn noch zu fassen, ehe er den Hosen des Postillons, der ängstlich von einem Wein auf das andere sprang, irgend einen Schaden zugefügt. Die Leute umher lachten, der Postillon rief einmal über das andere: "Na, warte, du böses, kleines Vieh!" Die Gräfin machte Konstanze leise einige Vorwürfe, warum sie ihn nicht besser festgehalten; Konstanze war verlegen und niedergeschlagen.

"Komm nur," sagte Tante Olga, "wir wollen zuerst einsteigen und uns in die hinterste Ecke setzen," und sie setzten sich einander gegenüber.

Gleich nach ihnen wollte der junge Mann einsteigen.

"Halt, junger Freund," rief ihm ein alter Herr zu, "hier ist noch eine Dame, lassen Sie sie zuerst einsteigen."

Sie sahen sich mit einem langen, traurigen Blick an; er trat augenblicklich zurück und eine alte Dame, die man von weitem als Russin erkennen konnte, setzte sich zu Konstanze; die beiden Plätze auf der Gräfin Seite waren rasch von zwei älteren Herren eingenommen, für ihn blieb nur der Platz neben der alten Dame frei.

Konstanzen Herz war plötzlich so schwer geworden. "Nicht einmal ansehen kann ich ihn mehr," dachte sie, "warum mußte nur diese alte, häßliche Dame zwischen uns kommen?"

Sie blickte nach der Seite, wo er saß, indem sie that, als bewundere sie nur das Meer; da hatte er sich auf der Bank ganz nach vorn und so schräg gesetzt, daß er ihr voll ins Gesicht sehen konnte, und voll triumphirender Freude blickte er sie an, als wollte er sagen, alle alten Frauen der Welt sollen uns nicht daran hindern, uns anzusehen, so viel wir nur wollen. Ein helles Rot der Freude flog über ihr Gesicht, aber dann schämte sie sich wieder und zog sich erschrocken zurück; er war ihr ja doch fremd, ganz fremd, sie wußte nicht einmal seinen Namen, sie hatte nicht einmal ein Wort mit ihm gesprochen, was sollte er davon denken, wenn sie ihm so unverhohlen ihr Wohlgefallen zeigte. Sie lehnte sich ganz in ihre Ecke zurück, aber nicht lange dauerte es, so warf sie doch wieder einen schüchternen Blick hinüber, diese stumme Sprache war doch gar zu reizend, und immer wieder begegneten sich ihre Augen. Der Weg ging nicht gar weit vom Meere hin, aber immer bergauf und bergab; unter ihnen lagen lachende grüne Thäler mit reizend gebauten Villen, mit prachtvollen, üppigen Gärten, umrahmt von dunklen, ernsten Bergen, und dann tauchte der Tschetserdag vor ihnen auf, der höchste Berg der Krim, immer neue Bilder zogen an ihnen vorüber, eines immer schöner als das andere. Konstanze war entzückt.

"Die Krim ist ein rechter Garten Gottes," sagte sie leise zur Tante.

"Ja wohl," erwiderte diese, "aber Yalta wird Dir noch mehr gefallen."

Fortwährend kamen Tatarenwagen, mit weißen Ochsen bespannt, mit Gloden behangen, an ihnen vorüber, und schwarzbraune Tatarengesichter sahen neugierig in den Wagen.

Im Walde loderte ein großes Feuer, eine Zigeunerherde umlagerte dasselbe: ein elender Wagen, mit einer braunen, ungegerbten Pferdehaut bedeckt, stand daneben. Als man die Diligence gewahrte, liefen ein paar halberwachsene Mädchen, sehr zerlumpt und bunt gekleidet, mit großen Löffeln am Ellenbogen und Becken um den Hals, ihr entgegen und baten die Herren, sich aus der Hand wahrzulegen zu lassen. Niemand hatte Lust dazu, seine Zukunft zu erfahren; eine Strecke liefen sie noch bettelnd dem Wagen nach, die Herren warfen ihnen ein paar Silbermünzen zu, dann kehrten sie um.

Mitten im Walde sprang ein Quell aus dem Felsen, die Tataren hatten denselben durch eine steinerne Rinne in ein Bassin von Granit geleitet, dort wurde kurze Rast

gehalten, die Pferde getränkt, die Räder des Wagens mit Wasser begossen. Nur die beiden alten Damen waren im Wagen geblieben, die Herren waren eine Strecke in den Wald hinein gegangen; Konstanze gab Duschinka etwas Wasser in einer kleinen Untertasse zu trinken.

Dann ging es wieder weiter und plötzlich sagte die Tante:

„Konstanze, sieh Dich um, dort liegt Malta!“ Aber dann führte der Weg wieder in die Berge hinein und das reizende Bild verschwand.

Konstanzens Augen waren groß und traurig geworden. „Jetzt sind wir bald am Ziel,“ dachte sie, „und ich werde ihn nicht mehr sehen können, und wenn ich ihn auf der Straße je einmal wiedersehe, so wird er kalt an mir vorbeigehen, vielleicht mich höflich grüßen, vielleicht auch nicht; wie schade, daß die Reise so schnell vorübergeht.“

Sie fuhren an reizenden Dattchen (Landhäusern) vorüber mit herrlichen Gärten.

„Welches Hotel ist wohl das beste in Malta?“ fragte die Gräfin einen der alten Herren.

„Es sind eigentlich nur zwei in der Stadt, das große Hotel, das einem Russen und das Hotel Français, das einem Deutschen gehört. Meiner Meinung nach ist das letztere entschieden vorzuziehen, besonders in Bezug auf seine ausgezeichnete französische Küche. Habe ich nicht recht?“ wandte er sich an die anderen Herren.

„Vollkommen,“ erwiderte der andere; „ich selbst wohne zwar in keinem der beiden Hotels, aber ich habe Gelegenheit gehabt, sowohl die innere Einrichtung als auch die Diners beider zu vergleichen, und ich muß gestehen, daß der Deutsche den Sieg über seinen Konkurrenten davonträgt.“

„So werden wir lieber im Hotel Français wohnen,“ sagte die Tante in französischer Sprache zu Konstanze.

Und nun, da sie aus dem Walde herausfuhren, lag die Stadt klar und deutlich vor ihnen; die vier Pferde griffen noch einmal so geschwind aus und doppelt fröhlich klang das Horn des Postillons, aber Konstanzens Herz war nicht fröhlich.

Städtische Wagen, fast alle mit einem Baldachin von grauer Leinwand mit bunten Fransen benäht, kamen ihnen entgegen; schöne Damen saßen darin und sonnenverbrannte Herren. Dann führte der Weg steil bergab

durch schöne, große Obstgärten, durch einige krumme, schiefe Straßen mit kleinen Häuschen, vor denen Jasmin und Oleander blühten, und dann kam eine breite, gerade Straße; noch einmal stieß der Postillon ins Horn.

Hier ist das Posthaus,“ sagte die Gräfin, „lege Duschinka die Kette an.“

Sie waren die letzten, die ausstiegen, die Herren standen schon auf der Straße. Die Gräfin winkte einem Lohnwagen; die Koffer, Körbe, Schachteln und Taschen wurden hineingepackt, die Gräfin und Konstanze stiegen in einen zweiten Wagen, der junge Mann stand in der

Thür des Posthauses, da sie abfuhren, und nahm grüßend den Hut ab. Konstanze neigte dankend den Kopf, dann zogen die Pferde an, der Wagen rollte davon. Sie fuhren die Straße hinunter und bogen um eine Ecke, da lag das Meer dicht vor ihnen. Ach, wie schön es aussah und welch prachtvolle Lust zu ihnen herüberwehte; sie fuhren die Straße hinauf, die dicht am Strande liegt, und da hielt der Wagen vor einem großen, weißen Hause.

„Wir sind zur Stelle,“ sagte Tante Olga. Ein Portier in Livree half den Damen beim Aussteigen, die Dienstmoten trugen all die Koffer und Körbe, Taschen und Schachteln in den Korridor.

„Bleibe hier bei den Sachen,“ sagte die Gräfin zu Konstanze, „bis ich ein Zimmer ausgesucht habe.“ Sie stieg mit dem dienst-eifrigen Portier die Treppe hinan.

Konstanze setzte sich auf einen der herumstehenden Sessel, Duschinka kauerte sich auf ihr Kleid. „Wie schade,“ dachte sie wehmütig, „daß die Reise so kurz war, sie hätte ein Jahr lang dauern können, sie wäre mir nicht zu lang geworden. Aber ich bin doch ein recht dummes Mädchen, mich um einen wildfremden Menschen zu grämen, mit dem ich nicht einmal ein Wort gesprochen habe.“

„Konstanze,“ rief die Gräfin von oben, „lasse unsere Sachen heraufbringen, ich habe zwei Zimmer gemietet.“

Konstanze konnte einen Ruf der Ueber-raschung nicht unterdrücken, als sie ins Zimmer trat. Daselbe war zwar nur einfach möbliert, aber die Aussicht war entzückend; die Fenster und Balkenthüren waren weit geöffnet und die frische, erquickende Seeluft strömte voll hinein. Vor ihren Blicken lag das Meer,

dunkelblau, in tiefem Schatten, still und ruhig; und weit, weit am Horizont zogen kleine weiße Segel wie Schwäne über die klaren Fluten. Zur Seite sah man auf die Häuser der kleinen, freundlichen Stadt, die einen dunklen Berg hinaufsteigt; über den kleinen Häuschen, sie bewachend und beschirmend, die schneeweiße Kirche mit blauer Kuppel und goldenen Sternen, und gegenüber auf dem anderen Berge die kleine evangelische Kirche mit schlankem, hohem Turm und goldenem Kreuz. Es funkelte hell in den letzten Sonnenstrahlen und hob sich blühend von der dunklen Felswand ab, und ringsumher,



Ferdinand von Hohenzollern, Prinz von Rumänien. (S. 524.)



Perlenfischerei auf Ceylon. (S. 520.)



Zwei Freundinnen. Zeichnung von J. Hovera.

wie ein Rahmen das reizende Bild einschließend, standen die Berge, ernst und groß, über allen der Gipfel des Tscheterdag, noch glühend vom letzten Kuß der Sonne.

„Nun, Konstanze, habe ich Dir zu viel gesagt, als ich Dir von Yalta erzählte?“ fragte Tante Olga.

„Nein, Tanten,“ rief Konstanze, hingerissen von der wunderbaren Schönheit des Anblicks, „nicht zu viel, weit eher zu wenig, das ist ja ein Paradies; ach, wenn ich malen könnte, ich würde Yalta malen.“

„Ja, Yalta ist schön,“ sagte die Gräfin ernst, „und an den Ufern des Mittelmeers und vor den Schneehauptern der Alpen habe ich mit Sehnsucht an das stille, liebliche Yalta gedacht; vielleicht habe ich unrecht, aber die Krim ist nun einmal meine Heimat, und wem erscheint seine Heimat nicht der schönste Ort der Welt? Es ist ein eigener Reiz, der um das Bild schwebt, das man in der Kindheit unter der Mutter Augen alle Tage gesehen, und um den Ort, da ins Herz der Frühling einzog.“

„Es ist zwar nicht meine Heimat,“ sagte Konstanze leise, „aber dennoch werde ich dies reizende Bild nie vergessen.“

„Nun, ich freue mich sehr, daß Yalta Dir so gefällt, und ich hoffe, daß Du hier ganz angenehme Stunden verleben wirst,“ sagte die Gräfin.

Dann wurden die Kleider in Schränke und Kommoden gepackt und zum Thee war alles wohlgeordnet, das Balkonzimmer zum Salon und das andere zum Schlafzimmer der beiden Damen umgewandelt; sie tranken den Thee am Fenster, der Mond stand groß und weiß am blaß-blauen Himmel und warf einen breiten, schimmernden Silberstreifen über das blaue Meer; leise rauschend kamen und gingen die Wogen, zur Seite standen ernst und groß Berg an Berg wie stille, treue Wächter um das schimmernde, blühende Kleinod; das Städtchen aber stand da, bis zur halben Höhe des Berges anzusehen, wie ein großer Weihnachtsbaum mit vielen hundert Lichtlein, das waren seine erleuchteten Fenster. Unten auf der Straße rollten unaufhörlich die Equipagen vorüber und Tataren ritten in weißem, scharfem Trab die Straße auf und ab, aus dem Stadtgarten klang gedämpft die Musik herüber und die Tante hatte sich in ihren Sessel zurückgelehnt und schaute träumerisch den kleinen, blauen Ringeln ihrer Cigarette nach; sie sprach von alten, längst vergangenen Zeiten, von Jugendlust und Jugendleid, von süßem Hoffen und stillem Entsagen, und Konstanze hatte die Hände gefaltet, sie sah mit großen Augen in das blaue, schimmernde Meer hinaus.

„Weißt Du, liebe Konstanze, daß es gleich zwölf Uhr ist? Komm, wir wollen schlafen gehen; willst Du die Lichter anzünden?“ sagte Tante Olga.

Das war ihr erster Abend in Yalta.

Am andern Morgen saß Konstanze auf dem Balkon, es war wieder glühend heiß; das Meer sah grün aus und gelbe Lichter spielten darauf, unten auf der Straße rollten die Wagen vorbei und reiche Tataren in ihrem kleidsamen schwarzen Kostüm, Brust und Gürtel ganz mit Gold- oder Silberstickerei bedeckt, mit der schwarzen Mütze mit goldenem oder silbernem Stern, ritten auf feurigen, edlen Pferden unter dem Fenster vorbei.

„Siehst Du hier drüben das lange Haus im Wasser, dort werden wir haben,“ sagte die Gräfin.

Konstanze sah hinüber und errödete plötzlich bis unter die Haare.

„Was hast Du?“ fragte die Tante.

„Es ist sehr heiß,“ sagte Konstanze.

War es allein die Hitze gewesen, die ihre Wangen so gefärbt hatten, oder hatte sie etwas Außergewöhnliches erblickt? Nur ein Lohmwagen fuhr gemächlich vorbei, sonst war die Straße in diesem Augenblick ganz leer; nur dicht am Ufer schlenderte langsam, die Hände nachlässig auf den Rücken gelegt, ein junger Mann in hellem Sommeranzug. Konstanze war kurzschichtig, sie konnte sein Gesicht nicht deutlich erkennen, aber sie erkannte ihn an seinen nachlässigen Bewegungen, an seinem Anzug, an seinem dunklen Haar; ihr schien es, als habe er mit flüchtigem Blick die untere Fensterreihe gestreift, nach oben aber sah er nicht, ihr Herz jubelte hell auf. „Vielleicht geht er noch einmal hier vorüber,“ dachte sie, „vielleicht treffe ich ihn noch einmal auf der Straße; ach, ich will ja weiter nichts als ihn sehen, ich will ja nicht mit ihm sprechen, nur einmal ansehen möcht' ich ihn noch.“ Sie nahm eine kleine Arbeit zur Hand, aber oft wanderten ihre Augen hinüber auf die Straße, allein er kam nicht wieder.

„Suche, bitte, unser Badezeug zusammen, wir wollen gehen,“ sagte die Tante.

Konstanze packte ihre Kostüme und Leintücher zusammen und sie gingen.

Es war unerträglich heiß auf der Straße, im Wasser aber wundervoll kühl. Konstanze schwamm eine Strecke in das Meer hinaus, die Fluten waren so still und so klar, sie konnte die Fischelein, die schnell durchs Wasser schossen, sehen; sie legte sich auf den Rücken und ließ sich still von den Wellen tragen, ihr rotes Gewand hob sich leuchtend von den blauen Wogen ab, sie schloß die Augen. „So leise hat mich einst meine Mutter in den Armen getwiegt, wie heut das Meer,“ flüsterte sie. Dann kamen größere Wellen und strömten neckisch über ihr Gesicht, und jedesmal richtete sie sich hastig auf und schüttelte lachend die

blühenden Wassertropfen aus ihren Haaren, dann wurden ihr die Sonnenstrahlen zu heiß und rasch sich umwendend, schwamm sie zurück in das Bassin zur Tante.

„Nun, wie findest Du das Baden hier?“ fragte diese.

„Es ist wundervoll, wie alles hier,“ erwiderte Konstanze enthusiastisch.

„Fürs erstemal haben wir aber genug gebadet,“ sagte die Gräfin, „komm!“

Am nächsten Morgen ging Konstanze mit Duschinka etwas spazieren. Sie trug ein hellblaues Kleid, das ihr vorzüglich stand; sie ging die schmale Straße hinauf, die zur kleinen evangelischen Kirche führte; rings um die Kirche lagen grüne Gräber, der Jasmin blühte darauf und Rosen in üppiger Fülle. Bei der Kirche kehrte Konstanze mit ihrem kleinen Begleiter um, die Sonne schien ihr jetzt gerade ins Gesicht, sie hatte den Kopf gesenkt und schritt so langsam die Straße hinab. Da sprang aus einem Hause ein großer gelber Hund gerade auf Duschinka zu und dieser besaß noch die Tollkühnheit, sich mit lautem Gebell ihm entgegenzuwerfen; Konstanze lief blühschnell ihrem kleinen Freunde nach, bückte sich und ergriff ihn und nahm ihn auf den Arm. Der fremde Hund lief mit, wütend ihren kleinen beschupperten, aber Konstanze streichelte ihn freundlich und er wurde ruhiger. Da fiel ein dunkler Schatten über ihren Weg, sie sah auf, er war es. Ach, dies dumme Erröten, sie ärgerte sich über sich selber. Er nahm grüßend in seiner langsamen, nonchalanten Manier den Hut ab, sie dankte und streifte mit flüchtigem Blick sein Gesicht. Wie freundlich er lächelte, das Herz wurde ihr warm, und dann waren sie an einander vorbeigegangen; er ging bergauf, sie bergab. „Vielleicht werde ich ihn alle Tage sehen,“ jubelte sie; „ach, wie es schön wäre!“

Es war am Sonntag Abend, sie ging mit Duschinka die Straße hinauf. Die Sonne war schon hinter den Bergen, aber die Sterne auf der Kuppel der griechischen Kirche und das Kreuz auf dem Turm der Kapelle leuchteten hell, verklärt von den letzten Sonnenstrahlen. Der Himmel war ganz rein und wolkenlos, das Meer lag still und unbewegt da, eine heilige, süße Ruhe war über den blauen Bergen, dem Meer und der kleinen Stadt gebreitet. Sie stieg den Berg zum kleinen Gotteshaufe hinauf, aber plötzlich zuckte sie zusammen; wenn sie ihr Herz nicht täuschte, auf ihre Augen konnte sie sich nun einmal nicht verlassen, so war er es. Er lästete leicht den Hut.

„Guten Abend, Fräulein,“ sagte er in russischer Sprache.

„Guten Tag,“ erwiderte sie leise.

„Wie geht es Ihnen, Fräulein?“ fragte er, stehen bleibend.

„Ich danke, ganz gut,“ sagte sie.

„Und wie gefällt Ihnen Yalta?“ fragte er weiter, und da er sah, daß sie den Weg fortsetzen wollte, trat er an ihre linke Seite und schritt neben ihr den Berg hinan. „Ist es nicht eine hübsche, kleine Stadt?“

„Sehr hübsch,“ erwiderte sie in gebrochenem Russisch, „und es gefällt mir sehr.“

„Sie gehen aber so wenig spazieren,“ sagte er darauf französisch; „wir haben einen sehr hübschen Garten und sogar Musik, ganz wie in einem Weltbade.“

„Ich habe sie wohl gehört,“ erwiderte sie, „aber nur aus der Entfernung; ich hoffe jedoch, daß meine Tante in den nächsten Tagen mit mir hingehen wird.“

„Wo ist denn Ihre Frau Tante?“ fragte er. „Sie gehen immer so allein, ist das nicht traurig?“

„Sie schläft ein wenig,“ antwortete Konstanze; „seit des Onkels Tod ist sie kränzlich.“

„Und ihr kleiner Hund schläft auch?“ fragte er leise lächelnd.

Sie sah sich erschreckt nach Duschinka um, sie hatte ihn ganz vergessen, aber das gute, kleine Tier trotzte ganz ruhig dicht hinter ihr.

„Da ist ja mein kleiner Freund,“ sagte sie lachend, auf Duschinka deutend, „ist er nicht allerliebste?“

„Psui,“ sagte er, „ich liebe Hunde nicht!“

„Aber doch die großen?“ fragte sie.

„Weder große noch kleine,“ antwortete er.

„Nun, dann vielleicht die Katzen?“ sagte sie lächelnd.

„Noch weniger,“ erwiderte er, sich schüttelnd, „nur Pferde liebe ich, sie sind meine einzige Passion.“

„Da würden Sie gut mit meiner Cousine zusammenpassen,“ sagte Konstanze, „sie liebt ebenfalls leidenschaftlich Pferde und reitet ausgezeichnet.“

„Und Sie, mein Fräulein, Sie reiten nicht?“ fragte er.

„Ich reite wohl,“ erwiderte sie, „aber lange nicht so wie Lisa; sie liebt die wildesten Pferde und ich die sanftesten.“

Er sah ihr freundlich in die Augen.

„Weil Sie selbst sanft sind,“ bemerkte er. „Ich spreche ein schauerhaftes Französisch,“ sagte er dann, „nicht wahr?“

„Nun, ich spreche auch nicht besser,“ antwortete sie rasch; „ich bin ja eine Deutsche, aber Tante Olga spricht nicht deutsch, darum sprechen wir immer französisch.“

„So, ich hielt Sie für eine Französin,“ sagte er, „aber ich spreche auch etwas deutsch.“

„Wirklich?“ sagte sie erfreut.

„Ja wohl,“ erwiderte er französisch; und dann in

deutscher Sprache, aber mit ganz fremdem, drolligem Accent:

„Ganz, mein Sohn, was machst du da?
Vater, ich kucke.
Ganz, mein Sohn, das kannst du nicht;
Vater, ich probiere.
Ganz, mein Sohn, das darfst du nicht;
Vater, es ist Mode.
Ganz, mein Sohn, ich schlage dich;
Vater, nur nicht tode.“

Sie lachte hell auf.

„Weiter kann ich noch nichts,“ sagte er dann wieder in französischer Sprache: „dies schöne Gedicht haben mich zwei Freunde, deren Eltern in Deutschland leben, vor einigen Jahren gelehrt. O, es hat mich vielen Schweiß gekostet; aber ich werde deutsch lernen, um mit Ihnen in Ihrer Muttersprache sprechen zu können; wollen Sie nicht meine Lehrerin sein?“ fragte er lächelnd.

„Ja wohl,“ sagte sie und lächelte ebenfalls.

Sie waren vor der kleinen Kirche angelangt, ihr schien es, als habe der Spaziergang lange genug gedauert, sie kehrten um.

„Wie lange gedenken Sie hier zu bleiben?“ fragte er.

„Einen Monat ungefähr,“ erwiderte sie.

„Und Ihre Heimat ist weit von hier?“

„Ich bin aus Riga in Livland zu Hause, also ebenfalls eine Unterthanin des russischen Kaisers, aber die herrschende Sprache ist dort noch immer die deutsche. Nach dem Tode meines Vaters vor zwei Jahren kam ich zu meinen Verwandten, Baron Melusow, der hier in der Krim, nicht weit von Simpheropol, wohnt. Vor vier Monaten kam meine andere Tante aus dem Kaukasus zu uns, um sich von schwerer Krankheit zu erholen, jetzt hat der Doktor sie zum Baden ans Meer geschickt, und um nicht ganz allein zu sein, hat sie mich mitgenommen. Und Sie wohnen für immer hier?“

„Nein,“ erwiderte er, „nur für kurze Zeit; ich habe von Moskau her eine kleine Reise ans schwarze Meer unternommen, ich gedachte vierzehn Tage hier zu bleiben, aber da Sie einen Monat bleiben werden,“ setzte er hinzu, ihr lächelnd in die Augen sehend, „so werde ich auch nicht eher abreisen.“

Sie errödete leicht.

„Sehen Sie,“ sagte er darauf und deutete auf eine kleine Villa, „hier wohne ich und in dem kleinen Garten halte ich mich meistens auf; ist das Quartier nicht viel hübscher als ein Zimmer im Hotel?“

„Gewiß,“ erwiderte sie; denn der Garten mit seinen hohen, alten Bäumen, seinen blühenden Jasmin- und Rosensträuchern und seiner stillen, dunklen Laube war wirklich sehr hübsch; er lag dem Seiteneingang des Hotels gerade gegenüber.

„Adieu!“ sagte sie etwas hastig, denn sie waren an der Thür angelangt, vor der der Portier und ein paar Kellner standen.

„Auf Wiedersehen!“ sagte er mit tiefer, weicher Stimme.

Sie wandte sich, schon halb auf den Stufen der Treppe stehend, noch einmal nach ihm um.

„Auf Wiedersehen!“ sagte auch sie.

(Fortsetzung folgt.)

Ferdinand von Hohenzollern, Prinz von Rumänien.

(Portrait S. 522.)

Am 26. März, dem Jahrestage der Proklamierung des Königtums, erfolgte in Bukarest die endgültige Regelung der rumänischen Thronfolge, indem der zweite Sohn des Fürsten von Hohenzollern, Prinz Ferdinand, mit dem Titel Prinz von Rumänien, königliche Hoheit, zum präsumtiven Thronfolger ernannt wurde, ein Akt, der von großer Wichtigkeit ist für die ruhige, geordnete Entwicklung Rumäniens.

Prinz Ferdinand von Hohenzollern wurde am 24. August 1865 zu Sigmaringen geboren. Den Namen Ferdinand erhielt er von dem Großvater mütterlicherseits, dem König Ferdinand von Portugal. Die ersten Kinderjahre verlebte der Prinz mit den beiden Brüdern im Elternhause, zog später mit denselben nach Düsseldorf, besuchte fünf Jahre das dortige Gymnasium und machte 1885 mit den übrigen Schülern der Anstalt das Abiturientenexamen. Nach Ablegung desselben reiste er nach Rumänien, das er schon zweimal vorher besucht, und trat dann im Juni 1885 in die Kriegsschule zu Kassel ein, um im Herbst zu Berlin das Offiziersexamen abzulegen. Jetzt diente er für längere Zeit als aktiver Offizier im 1. Garderegiment zu Fuß bis Herbst 1887, wo er die Universität Tübingen besuchte. Ohne sich an eine studentische Korporation als Mitglied anzuschließen, genoss er das akademische Leben doch wie ein echter und rechter Student, zwanglos mit den Kommilitonen jedweder Farbe verkehrend. Dabei wurde sowohl in Tübingen als auch später in Leipzig thätig gearbeitet, und zwar nicht nur in deutscher Wissenschaft und römischer Recht, sondern auch auf dem Gebiete der rumänischen Sprache, die der Prinz wie das Französische vollständig beherrscht, Geschichte und Verfassung. Um diese zu seinem hohen künftigen Berufe notwendigen Kenntnisse zu vermitteln, begleitete schon seit Jahren ein rumänischer Gelehrter den Prinzen, der diese Studien unausgesetzt von der Gymnasialzeit an betrieb. Seit November 1886 gehört Prinz Ferdinand der rumänischen Armee an, indem der König ihn zum Offizier im 3. Infanterieregiment ernannte, dessen Chef der Fürst von Hohenzollern ist.

Seit dreißig Jahren lenkt König Karl, der Begründer der hohenzollernischen Dynastie in Rumänien, das Staatsgeschick

dieses Landes, dem er zum Segen und zum Heil geworden. Nur panislavistischer Dünkel, Eigennutz und Blindheit können verkennen, zu wie großem Danke Rumänien dem Hohenzollern verpflichtet ist. Auch des Prinzen Ferdinand wartet eine Aufgabe, die das oft oberflächlich gesprochene Wort: „Herrschen ist ja“ wohl manchmal zweifelhaft erscheinen lassen wird; aber wie der königliche Oheim, so wird auch er geklärt, gehoben, getragen werden von dem den Hohenzollern eigenen Pflichtgefühl.

Dresden und die sächsische Schweiz.

(Bild S. 530.)

Unser Bild zeigt Dresden und mehrere Punkte der sächsischen Schweiz. Dresden ist eine jener Städte, die nebst Köln, Stuttgart, Heidelberg und anderen, gewiß mit vollem Rechte zu den schönstegelegenen Städten deutschen Landes gezählt wird. Zu beiden Seiten der Elbe gelegen, ist es Sachsens größte und schönste Stadt und seit 1485 Residenzstadt der albertinischen Linie des Fürstenhauses Wettin. Seiner schönen Lage und bedeutenden Schätze wegen wurde es von Herder das deutsche Florenz genannt. Dresden besteht aus Alt- und Friedrichstadt am linken, Anton-, Albert- und Neustadt am rechten Elbe-Ufer mit 197,295 Einwohnern.

Verschönerungen hat Dresden vorzüglich unter den Kurfürsten August II. und August III. erhalten und zählt unter seinen Gebäuden viele Prachtbauten, vorherrschend im Renaissancestil gehalten, welche zum großen Teil aus der Zeit des ersten genannten Fürsten um 1700 stammen. Unter ihnen sind hervorzuheben die Hofkirche, ein schöner Bau, vom Italiener Chiaveri um 1730 begonnen. Außen mit über siebenzig Sandsteinskulpturen geschmückt, besitzt sie ein berühmtes Geläute; im Innern schöne Orgel und prächtige Altar- und Deckengemälde von Raphael Mengs, Torelli, Rotari, Vasso und anderen. In ihrer Krypta befindet sich die Ruhstätte der sächsischen Fürstenfamilie von 1763 an. Die Frauenkirche, ein imposantes Gebäude vom genialen Baumeister Bähr erbaut, ist im edelsten Renaissancestil gehalten und erinnert etwas an die Peterskirche in Rom. Schöne Gemälde schmücken das Innere der Kirche, welche eine wertvolle Silbermannsche Orgel besitzt. Auch in ihren unteren Räumen ruhen viele historische Personen.

Ferner sind zu erwähnen: die Brühl'sche Terrasse, der Zwinger mit seinen vielen und großen Sammlungen, das königliche Schloss, in seinen weiten Räumen das grüne Gewölbe bergend. Dasselbe ist eine Sammlung von Schmuck- und Kunstgegenständen und dürfte sich wohl kaum eine zweite Sammlung eines solchen Rufes erstrecken als diese. Das grüne Gewölbe, dessen Kunstschätze bis zurück auf 1539 datieren, verdankt jedoch dem prachtliebenden Fürsten August II., dem Starken, seinen Weltruf, der es unaufhörlich in systematischer Einrichtung mit kostbaren Schätzen bereicherte. Die berühmte Gemäldegalerie mit Kupferstichen und Gipsabgüssen, das Münzkabinett mit Porzellan- und Silbermannsammlung, das japanische Palais mit Antiken. Die vielen Museen Dresdens, interessant für Gelehrte und Kunstfreunde, bieten ein reiches Material, welches auch dem großen Publikum eine bedeutende Fülle des Sehenswerten bietet.

Zugleich ist Dresden Knotenpunkt von fünf stark belebten Eisenbahnen, von denen namentlich die böhmische Bahn alljährlich tausende von Touristen und Erholungsbedürftigen nach der sächsischen Schweiz befördert. Der Bahnzug führt den Reisenden vorüber an dem so schön am Ufer der Elbe gelegenen Pillnitz. Seit 1763 Sommerresidenz der sächsischen Fürsten, hat Pillnitz ein schönes Schloss mit vielem Sehenswerten und großem Park.

Nur wenige Stunden von diesem, inmitten einer prächtigen Umgebung gelegenen Orte, beginnt jenes wildromantische, durch seine malerischen Felsbildungen ausgezeichnete Gebirgsland, welches etwa seit Anfang dieses Jahrhunderts den Namen sächsische Schweiz führt und früher Meißener Hochland genannt wurde. Die Elbe durchfließt dasselbe und entfaltet ihren Glanz von hier bis Leitmeritz. Das Gebirge, aus Quarzporphyr gebildet, bildet durch Verwitterung und den dadurch bewirkten Zusammensturz ausgetürmte Felsmassen, der sächsischen Schweiz jene eigentümlichen Formen gebend. Überall, wohin das Auge blickt, erscheinen abgestumpfte, festungartige Berggipfel, inmitten von Schluchten, bebauten und ebenen Ebenen, durch welche, einem Silberbache gleich, sich die Elbe windet. Gleichsam als Eingang zur sächsischen Schweiz erscheint die Bastei mit ihrer Brücke. Einen unvergleichlich schönen Ausblick hat man von dieser. Unter sich die ungeheure, mit üppigem Wald bestandene Tiefe und vor sich weit ausgebreitet erblidet man Felder und Wälder, von unzähligen Steinbrücken durchflutet, den Elbestrom mit seinen Schiffen und in weiter Ferne Felsmassen in ununterbrochener Kette. Nach Ueberschreitung der Basteibrücke gelangt man auf steilem, abwärts führendem Pfade hinab in den Amselfgrund. Wilde, von allen Seiten jäh ansteigende Felsen umfassen den Wanderer, der hier für ausgestandene Mühe Erholung findet.

Ein ebenfalls vielbesuchter Ort ist Görsch. Nach mühevoller Wanderung auf steilem Pfade aus dem Walde tretend, hat man den Anblick freundlicher Villen, welche wegen der würzigen Luft der sie umgebenden Kadelwälder von zahlreichen Sommergästen auf Monate bewohnt werden. Auf gut gepflegten Wegen findet man hier reizende Aussichtspunkte. In kurzer Entfernung von Görsch liegt die Festung Königstein, gleichfalls ein Glanzpunkt der sächsischen Schweiz. Zu Füßen der Festung liegt das Städtchen gleichen Namens, ein überaus freundlicher, handelsbelebter Ort, am Einflusse der Velsa in die Elbe gelegen, mit Heilquelle und schöner Kirche. Etwa in dreiviertelstündigem Strigen gelangt man zur Festung. Dasselbe ist erbaut auf einem isoliert stehenden 365 Meter hohen Berge, welcher auf drei Seiten senkrecht emporsteigt. Aus der vierten Seite geht der Weg allmählich hinauf, durch mehrere Reihen eigenartiger Fortifikationswerke geschützt. Die zugleich als Staatsgefängnis dienenden Räume der Festung hatten in früheren Zeiten viele historische Personen als Inhafteten, so den Erfinder des Porzellans Johann Friedrich Böttger, den Kanzler Nikolaus Crell, welcher dortselbst enthauptet wurde, den Kabinetsekretär Menzel, welcher an Friedrich II. zwischen Sachsen und Oesterreich gepflogenen geheimen Briefwechsel verriet, und noch viele andere. Sehenswert sind das Zeughaus, die Kasematten und der 380 Meter tiefe, in den

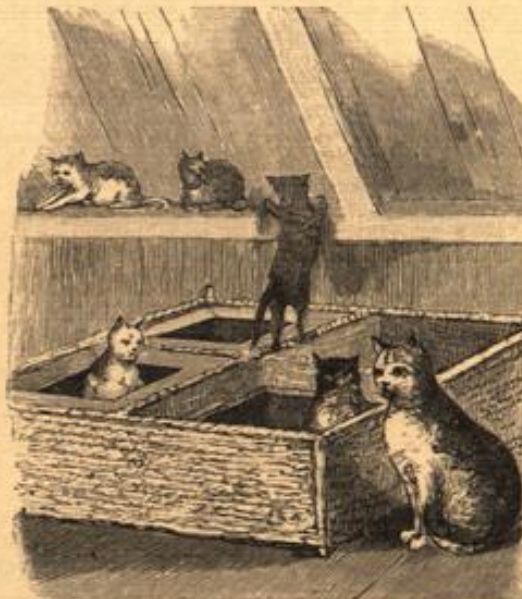
Felsen gehauene Brunnen, dessen Wasser eine kräftig arbeitende Dampfmaschine heraufbefördert. Auf dem eine halbe Stunde im Umfange haltenden Terrain der Festung wird Feld-, Garten- und Weinbau gepflegt. Weiterwandernd überschreitet man den vielbesuchten, 556 Meter hohen Winterberg, von dessen Turme aus man einen Rundblick von 28 Meilen hat.

Auf der ganzen, fortwährende Veränderungen der Scenerie bietenden Wanderung durch die sächsische Schweiz hat man oft die überraschendsten Fernblicke, besonders in das Elbthal mit seinem regen Verkehr auf dem Strom und dessen Ufern. Einen starken Gegenatz dem stark belebten Elbthal gegenüber bieten das Sebnitz- und Polenzthal mit ihrer Einsamkeit, letzteres langgedehnt und wildromantisch. Stundenlang kann man hier wandern, umgeben von großartigen, düsteren Felsbildungen, nur hier und da fröhlichen Touristen oder einem schnell dahinbraulenden Eisenbahnzuge begegnend. Möge mancher freundliche Leser dieser Zeilen sich freudig der Tage oder Wochen erinnern, die auch er in den Tiefen und auf den Höhen dieses schönen Fleckens Erde verlebte.

Tierasyle.

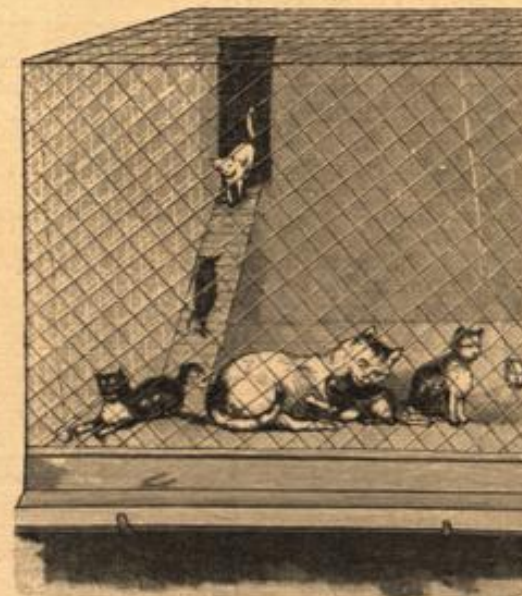
Von A. Gerson.

Sobald von irgendwelchen Bestrebungen zum Schutze der Tiere die Rede ist, darf man mit Sicherheit auf den im Grunde einer gewissen Verechtigung nicht entbehrenden Einwurf rechnen, daß es für die Menschen noch so viel zu thun gebe, daß die Tiere sich gebulden müssen. Man wird in den meisten Fällen nicht fehl gehen, in solchen Verteidigern der Menschenrechte Leute zu erblicken, denen auch das Wohlergehen ihrer Mitmenschen nicht zu viele schlaflose Stunden bereitet, vor allem aber ist bis heute noch kein Beweis dafür erbracht worden, daß man nicht



Rahendoden.

gleichzeitig die Pflichten gegen seine Nebenmenschen erfüllen und dabei auch für die Tiere Mitgefühl besitzen und betätigen könne. Das letztere mag in manchen Fällen allerdings etwas schwer gemacht werden, denn was sollen wir thun, wenn uns eine verirrte, halbverhungerte Rahe zukläfft? Dieselbe bei uns aufzunehmen, sind wir doch bei allem Wohlwollen für Tiere nicht verpflichtet. Was beginnt der lauchende Erde, dem der alte Jung-



Spielplatz im Freien für Rahen.

gehele zu anderen, besser realisierbaren Dingen auch einen schmerzhaften Pudelbetanken vermacht, mit der Verpflichtung, bis an dessen Lebensende für ausgereichteste Kost und Verpflegung zu sorgen?

Für diese und andere Eventualitäten bieten die sogenannten Tierasyle, deren Name schon ihre Bestimmung klar erkennen läßt, den gewünschten Ausweg und es verlohnt sich der Mühe, einem derartigen Institute, dem vor etwa Jahresfrist vom Neuen Berliner Tiergärtnerverein eröffneten Tierasyle einen kurzen Besuch

abzustatten. Nehmen wir an, daß wir bei diesem Besuche gleich einen auf der Straße herrenlos gefundenen Hund zur Ablieferung mit uns bringen. Derselbe wird in der Anstalt, nachdem die Eintragungen in die Bücher und Listen bewirkt sind, einer gründlichen, meist auch recht begründeten Reinigung unterzogen und, nachdem er vom Tierarzt untersucht und gesund befunden ist,



Krankenjaal.

unter Berücksichtigung von Rasse, Geschlecht und Charakter entweder in eine gesonderte oder gemeinschaftliche Zelle gebracht. Diese verläßt er bei schönem Wetter mit einem der Zummelpflege, deren das Asyl, um die erforderlichen Sonderungen vornehmen zu können, mehrere angelegt hat. Kranke Tiere, ebenso diejenigen, welche Junge haben, werden in dem Krankenjaal untergebracht, in dem zahlreiche bettähnliche Käfige aufgestellt sind. Unheilbar kranke Tiere werden in einem besonderen Räume mittels Choralislösung in möglichst schmerzloser Weise getötet.

Neben den Hunden stellen die Katzen das Hauptkontingent der Asylbewohner. Papageien, Eichhörnchen, Meerschweinchen und so weiter werden nur in einzelnen Exemplaren beherbergt, Pferde und andere größere Tiere finden zur Stunde noch keine Aufnahme, sollen jedoch später ebenfalls Berücksichtigung finden.

Der Rahenboden ist mit allem Comfort versehen, den sich eine rechtlichaffene Rahe nur wünschen kann. Durch den vermittelst eines Drahtgitters für Rahe und Kater getrennten Raum zieht sich der Schornstein, dessen Wärme im Verein mit dem benachbarten, trauliche Schmolzwinkel darbietenden, freiliegenden Balkenwerk schon zwei hauptsächlichste Rahenwünsche erfüllt. Hier und da hängen von der Decke zum Spielen einladende Schnüre mit Bällen herunter. Rahenmütter mit Jungen ver-



Zummelplatz für Hunde

sammeln sich in großen, in vier Kammern geteilt und mit Heu und Stroh gepolsterten Weidenkörben. Auch das für das Wohlbefinden einer Rahe, beziehungsweise eines Katers so wichtige Promenieren auf dem Dache wird durch eine sinnreiche Einrichtung ermöglicht. Ein Fenster des Bodens ist mit einem platten Dache durch eine Leiter verbunden und alles durch einen großen Käfig aus Drahtgitter eingeschlossen, so daß den Dachpromenaden ein bestimmtes Ziel gesetzt wird.

Außer den Findlingen, die auf Kosten des Asyls beherbergt und erhalten werden, werden auch Pensionäre gegen mäßige Entschädigung aufgenommen. Gegen Erlaß der auszuwendenden Kosten und Ausstellung eines Reverses, in dem man sich zu einer den Tendenzen des Institutes entsprechenden Behandlung verpflichtet, kann man auch dem Asyl gehörige Tiere käuflich erwerben.

Die Verwaltung des unter Vermeidung jedes unnützen Schmuckes eingerichteten Asyls untersteht einem Inspektor, während eine Anzahl Wärterinnen die Tiere bedient.

Mittels eines eigenen Wagens werden an bestimmten Tagen die an verschiedene Sammelstellen eingelieferten Tiere abgeholt und der Anstalt zugeführt.

Bilder aus Konstantinopel.

II.

Nach der allgemeinen Uebersicht, welche wir auf dem in Heft 20 geschilderten Rundgange durch Galata, Pera, Tophane und Stambul von Konstantinopel gewonnen, wolle uns der freundliche Leser noch bei der Besichtigung einiger besonders merkwürdigen und interessanten Gebäude in der schönen Hauptstadt des türkischen Reiches begleiten, bei welcher Gelegenheit wir auch einige Straßentypen kennen lernen werden.

Zu dem Seraskierat in Stambul, das auf einem schönen, großen Plage liegt und rechts und links von den neuen Gebäuden des Kriegsministeriums umgeben ist, führt ein durch seine architektonische Schönheit bemerkenswertes Einfahrtsthor, das durch den Rest einer halbverfallenen Mauer mit einem alten Turm in Verbindung steht. Von der Höhe dieses Turmes



Einfahrtsthor des Kriegsministeriums in Stambul.

halten Wächter Tag und Nacht aufmerksam Rundschau über Stambul nach einem etwa ausbrechenden Feuer, das bei den engen Straßen und Gassen, den oft nur aus Holz erbauten Häusern dieses alten, vorwiegend von Muslimen bewohnten Stadttheiles, stets die größten Verheerungen anzurichten pflegt. Es ist noch in der Erinnerung, daß durch den im Mai 1885 stattgefundenen Brand über dreihundert Häuser in Stambul in Asche gelegt wurden, was im Verhältnis zu den durch frühere

großen Teil der ganzen Stadt übersehen und daher sogleich jeden entstehenden Brand auf beiden Seiten des Goldenen Horns wahrnehmen. Beim ersten Feuerruf eilt die Feuerwehr, an ihren weißen Jacken und Beinleidern kenntlich, mit Pumpen und sonstigen Löschapparaten, auf ein hölzernes Gefäß verladen, in schnellem Laufe nach dem Brandplatz, alles vor sich niederwerfend, was ihnen begegnet und sich nicht rechtzeitig salvirt, und gefolgt von einer ungeheuren Pöbelmenge, welche dergleichen Gelegenheit zu Raub und Plünderung nur zu gern benutzt. Bei der großen Sorglosigkeit der Bewohner Konstantinopels in Bezug auf Ueberwachung der Heizungsrichtungen und dergleichen, ist es in der That zu verwundern, daß nicht noch viel häufiger Brände entstehen. Wenn eine Familie sich im Winter abends zur Ruhe begibt, werden in den Oefen noch Holz oder Kohlen aufgelegt, um die Räume während der Nacht warm zu halten, die Kohle werden überhitzt, so daß die stets trockenen und leicht entzündlichen Sparren und Balken sehr bald in Brand geraten, und da das ganze Haus aus Holz gebaut ist, kann dem Feuer kein Einhalt geboten werden. In den ärmeren Familien erhebt ein Mangal, ein offenes Kohlenbecken, den Ofen, welche noch feuergefährlicher sind.

In der großen Straße von Pera sehen wir vor dem Wachhause zwei Soldaten auf Posten stehen, die einen keineswegs vorteilhaften Eindruck auf den Beobachter machen, der an die Sauberkeit, Strammheit und Beweglichkeit der Soldaten anderer Armeen gewöhnt ist. Mit abgetragenen Uniformen und Mänteln beladene, lehnen sie entweder an der Mauer oder stützen sich auf ihr Gewehr, mit schlaftrunkenen Blicken die vorübergehende Menge betrachtend; der unvermeidliche Straßentöter liegt auf dem Trittschne zu ihren Füßen. Trotz dieses vernachlässigten, schlaffen Aussehens ist der türkische Soldat im Felde ein sehr tapferer, brauchbarer und außerordentlich genügsamer Mensch, was er zu wiederholtenmalen bewiesen hat.

Hoch über dem Häusermeer von Galata und Pera ragt der Turm von Galata empor. Er stammt noch aus den Zeiten der Genueser her, als diese im Besitz von Galata waren, und bietet von seiner Zinne einen entzückenden Rundblick über Pera und die Unterstädte dar; einst ein gewaltiges Festungswerk, dient der Turm jetzt als Feuerwachturm.

An der schmalsten Stelle des Bosporus, auf dem europäischen Ufer, liegen die „Türme von Europa“, auf türkisch „Kumeli-Hissar“, gerade gegenüber den „Anatoli-Hissar“ genannten ähnlichen Festungswerken auf der asiatischen Küste. Sie wurden, kurze Zeit vor der Eroberung Konstantinopels, von Sultan Mohammed II. erbaut, trotz aller Gegenvorstellungen von Seiten des letzten byzantinischen Kaisers; der Sultan, welcher der Anlage dieser Befestigungen eine solche Wichtigkeit beilegte, daß er zum Bau derselben zwietausend Maurer und Ziegelbrenner heranzog, welche ihn in drei Monaten vollendeten, ließ dem Kaiser antworten, daß er dessen nächsten Abgesandten lebendig schinden lassen würde. Die Mauern der Türme waren dreißig Fuß dick und wurden nach der Eroberung Konstantinopels mit Geschützen armirt, welche eine so ungeheure Größe hatten, daß sie Steinkugeln von sechs Zentner Schwere schleudern konnten. Heutzutage sind die



Tanzende Derwische im Kloster zu Pera.

Türme von Europa ebenso unbedeutend als Festungswerke geworden, wie die „Sieben Türme“ und die Mauern von Stambul.

Wir haben bereits früher versucht, eine Schilderung des Lebens und Treibens auf der großen Brücke von Galata zu geben. Es gibt in der That in ganz Konstantinopel keinen einzigen Punkt, auf welchem man eine so vortreffliche Gelegenheit hätte, orientalische Typen und die bunten Trachten der verschiedenen Volksstämme, von denen das weite türkische Reich bewohnt ist, kennen zu lernen, als wenn man sich an einem Ende der Brücke aufstellt und die ununterbrochen hin und her wogende Menge beobachtet. An den beiden Endpunkten der Brücke nämlich stehen die mit einer weißen Bluse bekleideten Zollbeamten, welche von jedem Passanten das geringe Brückengeld erheben, so daß man bequem einen jeden der Vorübergehenden betrachten kann. Türken in der so schönen, reich mit Gold und Silber geschnittenen Tracht, den Turban mit der oft mit Edelsteinen besetzten Agraffe auf dem Kopfe, sieht man neben dem so häßlich und geschmacklos gekleideten modernen muslimännischen Bewohner Konstantinopels; die Armenier im langen Kaftan und mit der armenischen, eigentümlich geformten Kopfbedeckung, wechseln mit Arnauten ab, die oft in schmutzigen Kostümen einhergehen, stets



Der alte Turm in Galata.

Brände angerichteten Verheerungen noch wenig zu nennen ist. Wenn noch vor einigen Jahrzehnten dergleichen große Feuer ausbrachen, erschien regelmäßig der Sultan selbst auf der Brandstätte, jetzt erheischt es die Pflicht für das öffentliche Wohl, daß sämtliche Paschas und höheren Beamten sich sofort zu dem Brandplatz begeben und die Löscharbeiten leiten, wenn derselbe sich in dem von ihnen bewohnten Stadttheile befindet. Da Konstantinopel auf Terrassen erbaut ist, welche einander überragen, so kann man von den flachen Dächern der meisten Häuser aus einen



Posten vor dem Wachhause in der großen Straße von Pera.

aber ein kleines Arsenal der schönsten Waffen aller Art mit sich führen, von der langen, reich mit Silber und Perlmutter ausgelegten Klinge, bis zu dem im Gürtel neben den riesigen Pistolen steckenden Katagan, dessen Griff mit kostbaren Steinen besetzt ist. Dann folgt wohl ein listig blickender Smyrniote mit einem nicht weniger verschlagenen Inselgriechen, beide in eifrigem Gespräch begriffen, das jedenfalls auf irgend ein vorteilhaftes Geschäft Bezug hat, dessen Opfer meistens irgend ein harmloser Franke zu sein pflegt; denn in allen Schlichen und Ränken im Geschäftsleben kann wohl so leicht kein Geschäftsmann der Welt einem Smyrnioten oder einem Griechen von den Inseln des Archipels das Wasser reichen. Türkische Frauen, von deren Antlitz man nur den oberen Teil der Nase und die meist schönen dunklen Augen erblicken kann, wechseln ab mit Soldaten in ihren häßlichen Uniformen, mit dem roten Fez auf dem Kopfe, statt des prachtvollen Kostüms, in welchem einst die Janitscharen einherzogen; ernstblickende Araber in weitem Burnus von oft zweifelhafter Farbe, das edel geschnittene Gesicht von einem mächtigen Turban beschattet, dessen grüne Farbe den Träger als einen „Hadjchi“, einen Pilger, der in Mekka am Grabe des Propheten gebetet, kennzeichnet, werden mitunter von eilig daherkommenden Matrosen beiseite geschoben, während europäische Frauen und Mädchen in meistens recht geschmackvoller Kleidung, natürlich unverhüllt, eine für den Beobachter sehr angenehme Abwechslung in das bewegte Bild bringen. Junge Türken, Studenten, Ulema, Kaufleute gehen nach Galata hinüber in die Schulen oder Gewölbe, besetzt mit dem modernen dunkelgrünen Anzuge nach europäischem Schnitt und dem roten Fez, was denselben, nach dem Ausspruche eines berühmten Touristen, das Aussehen von rotgefärbten grünen Weinflaschen verleiht.



Die „Türme von Europa“ am Bosphorus.

Nur die zahlreichen Bettler, welche auf der Brücke ihren Standort haben, sind durchgehends der alten Tracht ihrer Vorfahren treu geblieben und haben sich an die immer mehr Terrain gewinnende Zivilisation nicht gelehrt. Arme türkische Frauen mit kleinen Kindern auf den Armen, Blinde, Lahme, Verkrüppelte und Aussätzige erwarten auf der Galatabrücke von den vielen tausenden von Vorübergehenden einige Paras, namentlich von Europäern, und rufen den Wohlthätigen tausend Segenswünsche nach. Wahrlich, es gibt kaum irgendwo in der Welt einen interessanteren Punkt zur Beobachtung als die Brücke von Galata, von welcher eines unserer Bilder eine kleine Skizze bringt.

größere Anzahl gläubensdringlicher Türken diesen Tänzen bei, da die Töne der langen Flöte, der Nay, in ihren Ohren ganz besonders wohlgefällig klingen. Diese Derwische genießen ein solches Ansehen in der muslimännischen Bevölkerung, daß schon manche Umwälzung in der Türkei auf ihren Einfluß zurückzuführen ist. Unser Bildchen bringt eine solche Vorstellung tanzender Derwische zur Veranschaulichung.

Wir haben bereits früher des schönen Brunnens in Topkapı Erwähnung getan, von welchem wir hier ebenfalls ein hübsches Bildchen bringen. Er ist aus weißem Marmor erbaut, in Gestalt eines länglichen Vierecks, in der Mitte des großen Marktplatzes;



Entrichtung des Brückenjolls auf der Galatabrücke.

das Dach des Brunnens ragt über die Außenwände hervor und wird von einer sehr reich mit Säulen verzierten Balustrade eingefasst, auf welcher viele Sentenzen aus dem Koran und andere Sinnprüche eingemeißelt sind. Das klare, frische Wasser des Brunnens wird von den Bewohnern Tophans besonders geschätzt.

Gerade gegenüber von Skutari liegt auf dem europäischen Ufer an dem Punkte, wo das Marmarameer in den Bosporus eintritt, der Turm des Leander, welchen die Türken auch den



Der Brunnen in Tophan.

„Mädchenturm“ nennen, weil, der Sage nach, Sultan Moham-med in demselben einst ein schönes Mädchen gefangen gehalten hat. Der Turm ist neunzig Fuß hoch, auf einem Felsen erbaut und wird jetzt als Leuchtturm benutzt. Bekannt ist derselbe durch die alte Erzählung von Hero und Leander, der dort über den Hellespont geschwommen ist, um die Geliebte zu besuchen, ein Kunststück, das ihm bekanntlich Lord Byron nachgemacht hat, ohne ein so schönes Ziel vor Augen zu haben.

Einen außerordentlich angenehmen Vereinigungspunkt für den deutschen Besucher Konstantinopels bildet die „Teutonia“, der Klub der Deutschen. Derselbe steht unter dem besonderen Schutze des jeweiligen deutschen Botschafters; sämtliche Mitglieder unserer Botschaft in Konstantinopel gehören der Teutonia an, ebenso die



Der Turm des Leander.

höheren deutschen Offiziere, welche zur Dienstleistung in der türkischen Armee kommandiert sind; desgleichen die angeheueren deutschen Kaufleute, Ärzte, die Direktoren der von Baron Hirsch erbauten türkischen Eisenbahnen, nebst den bei denselben angestellten höheren Beamten. In den prächtigen Räumen des deutschen Klubs werden Theatervorstellungen unter Mitwirkung von Dilettanten abgehalten; glänzende Bälle finden dort statt, auf welchen die ganze deutsche Kolonie in der türkischen Hauptstadt mit ihren Damen erscheint; im Lesesaal liegen alle Zeitungen der Heimat neben den besten ausländischen auf, während sich in den Rauch- und Spielzimmern regelmäßig an jedem Abend eine große Anzahl von Mitgliedern zu versammeln pflegt. In dem großen Saale finden häufig Konzerte statt, nicht allein von Mitgliedern, sondern auch von hervorragenden Künstlern, welche bei ihrer Tournee Konstantinopel besuchen. Der Klub der Deutschen erfreut sich in gesellschaftlicher Hinsicht eines so vortrefflichen Rufes, daß er auch von Engländern, Russen und anderen fremden Nationen Angehörigen vielfach besucht wird.

Ein kleiner Roman auf der Treppe.

Von B. v. Suttner.

(Wid. S. 515.)

„Werden Sie morgen wieder einen Strauß Feldblumen nach Hause bringen, Fräulein Thella? Ich sah Sie gestern und sah Sie heute, mit einer schweren Tracht von farbigen Gräsern beladen, über die Treppe eilen.“

„Ja, damit schmücke ich mir mein Zimmer aus — ich bin schon so eine Blumenmännin.“

„Aber Sie haben ja die Beete des Parks und die ganzen Gewächshäuser zur Verfügung. Warum befehlen Sie dem Gärtner nicht...“

„Sie sind sehr gütig, Graf Rohlen, aber einmal wäre es unbedeuten von mir, wenn ich die Flora des Schlosses plündern wollte, und dann — wie viel tausendmal lieblicher sind doch die wilden Blumen! Und die freudige Mühe, sie zu erbeuten! Statt einfach dem Gärtner zu sagen: „Machen Sie mir ein Bouquet!“, auf daß er eine Stunde später mit drahtgeflochtenen, kreisförmig angeordneten, wachstümlichen Gewächsen daherkommt — selber hinausgehen in Feld und Wald, dort sich hundertmal bücken, um die leuchtenden roten und blauen Blüten aus dem Korn, die wehenden Gräser aus der Heide zu pflücken, während die Sonne am Himmel lacht und die würzige Lust von Vogelrufen und Insektengejume durch-

schwirrt ist, so viel von dem blühenden Zeug sammeln, bis die Garbe kaum mehr im Arm zu tragen ist, dann zu Hause lachend Sträußchen daraus ordnen, mit denen man seine Vasen füllt, da ist's, als hätte man sich den warmen Sonnenschein und das Vogelgewitscher mit ins Zimmer gebracht.“

Graf Rohlen schweigt. Sein Blick ist bewundernd auf Thellas Antlitz geheftet — aus ihren schwarzen Augen spricht ja auch ein Sonnenschein und von ihren frischen Lippen klingt es auch wie Vogelgewitscher.

Dafür nimmt die Gräfin Mutter das Wort:

„Liebes Kind, wollest Du so gut sein, mir meine Stiderei zu bringen? Ich habe sie im grünen Salon liegen lassen.“ Und nachdem das junge Mädchen mit einem freundlichen: „Gleich, Frau Gräfin!“ sich entfernt, fuhr sie fort: „Sage mir, mein Sohn, wie steht es mit Deinen Projekten? Wirst Du nicht endlich hier bleiben, um Deinen Besitz selber zu verwalten? Es wäre an der Zeit — des Herumreisens müßt Du auch schon müde sein.“

„In der That, liebste Mutter! Ich lehne mich nach einer stillen Häuslichkeit und nach ernstlicher Beschäftigung; es ließe sich hier ein herrliches Leben führen.“

„Natürlich müßtest Du heiraten —“

„Heiraten? Daran denke ich auch.“

„Ich würde mich in diesem Falle auf Amsdorf, meinen Witwensitz, zurückziehen. Einsamkeit fürchte ich nicht, da ich ja die liebe Thella bei mir habe. Ich sage Dir, eine Perle, dieses Geschöpf — immer munter, dabei etwas so eigens Inniges, Poetisches; es ist eine Freude, sie vorlesen zu hören und über das Gelesene mit ihr zu sprechen. Die gute That, das verwaisete Kind aufzuziehen, hat sich mir glänzend gelohnt. Ich besitze an Thella die lebenswürdigste Gesellschafterin, die man sich wünschen kann.“

„Wenn sie Dir aber weggeheiratet wird!“

„Dazu ist nicht viel Gefahr. Wer nimmt ein ganz vermögensloses Mädchen? Und wen nähme sie so leicht? Du weißt, sie ist aus guter Familie und ihr Geist ist so hoch entwickelt, daß sie mit keinem gewöhnlichen Menschen vorlieb nähme.“

„Rein, mit keinem gewöhnlichen Menschen!“ Er zieht die Uhr hervor. „Es ist Zeit, daß ich zur Eisenbahn fahre, unseren Gästen entgegen. Adieu, Mama!“

Auf der Schwelle kreuzt er sich mit Thella. Mit einem gemurmelten „Gut!“ geht er grüßend an ihr vorbei. „Rein, mit keinem gewöhnlichen Menschen.“ spricht er noch mehrermale unbewußt vor sich hin, wie man das zu thun pflegt, wenn eine lektgeprochene Phrase der eben abgebrochenen Unterhaltung im Geiste fortläuft, während die Gedanken von einer fixen Vorstellung eingenommen sind.

Am andern Morgen, im Zimmer der alten Gräfin. Thella liebt die Zeitung vor.

„Kind, es ist genug — ich höre ohnedies nicht zu.“ unterbricht die Gräfin. „Ich bin so zerstreut.“

Thella legt das Blatt beiseite.

„Darf ich fragen, was Ihren Sinn so einnimmt?“

„Gern will ich Dir's sagen, liebes Herz. Ich betrachte Dich ja doch mehr als Tochter und Freundin denn als Gesellschafterin, was Dein offizieller Titel ist.“

„Teure Gräfin!“

„Also siehst Du, was mich so beschäftigt, sind unsere gestern eingetroffenen Gäste.“

„Die Baronin Krehdorf mit ihren drei Töchtern?“

„Ja, denn eine von den letzteren wird wohl Rudolfs Frau werden — aber welche? Und sie kommen mir alle drei wieder besonders hübsch noch besonders geistvoll vor. Für meinen Sohn paßt keine gewöhnliche Frau — was meinst Du?“

„Hat Graf Rudolf keine Absicht ausgesprochen, eine der Baronessen Krehdorf zu freien?“

„Nur die Absicht, sich zu verheiraten überhaupt — und da

unzere Nachbarinnen in jeder weltlichen Hinsicht sehr passende Partien vorstellten, da sie jetzt eben hier weilen und Gelegenheit bekanntlich Diebe macht — aber wie blaß Du aussehest, liebes Kind! Ich halte Dich viel zu viel an mein Zimmer gebunden, geh hinaus, so lange der Morgen noch kühl ist, mache einen Rundgang im Garten.“

„O, nicht im Garten, ich will mir meinen Strauß Wiesenblumen pflücken gehen.“

„Bleibe aber nicht gar zu lange fort, ich bin nur froh, wenn Du in meiner Nähe bist.“

Eine Stunde später kommt Thella durch den Park zurück, ihre Beute — wie sie die gebrochenen Blumen zu nennen pflegt — auf dem Arm. Sie scheint müde, ihr Schritt ist nicht so elastisch wie sonst, ganz traumverloren blickt sie vor sich hin.

„Was ist mir nur? Warum ist mir dieser Gedanke, den Rudolfs Mutter berührt hat, gar so peinlich, so alles trübend? Ja, alles scheint mir geändert: draußen in den Feldern hatte die Sonne ein eigenes, saßes Licht, der Vogelgesang war sinnlos, die Blumen glanzlos, sie zu pflücken schien mir ein langweiliges Nicken. Sogar die Schmetterlinge, die vor mir aufzogen, taumelten so flügelarm umher, und ich bin traurig, traurig — lieb' ich ihn denn?! Bis heute ahnte ich's nicht, aber diese Trauer, dieses gepreßte Herz können doch nichts anderes bedeuten. Also hat es mich auch getroffen, dieses mächtige Gefühl, und zu meinem Unglück getroffen!“

Sie ist jetzt an eine Stelle des Parks gelangt, wo sie über eine breite Terrassentreppe herabzusteigen hat. Da bleibt sie eine Weile stehen, an das feinere Geländer gelehnt.

Hinter ihr erheben sich hundertjährige Linden in tiefstem Schatten, vor ihr, jenseits der Stiege, breitet sich das in französischem Stile angelegte Parterre aus, das zum Schloß führt: runde Beeten mit aufsteigenden Wasserstrahlen, Teppichgruppen auf ebenen Rasenflächen, kreisförmige Wege, gestaute Spalierwände mit statuengeschmückten Nischen.

Ein leiser Windhauch, der über die blühenden Beete streicht, weht einen betäubenden Vanillenduft herbei, während aus dem dunklen Buschwerk der englischen Anlage ein fühlender Erdgeruch hervorbringt. Thella atmet tief auf und es ist ihr, als erzählte ihr diese Vermischung von Düften dieselbe Geschichte, welche sie an diesem Morgen so eigentümlich qualte: die Geschichte von Glanz und Reichtum auf der einen Seite, wo der illustre junge Graf die reiche junge Aristokratin freit, um dieselbe nach Hofe zu führen, mit ihr in Prunk und Staat zu leben, und von der andern Seite, da wo die wildwachsenden Bäume himmelragende Kronen wölben, die Geschichte von einem liebenden jungen Mann, der ein liebendes junges Weib ans Herz drückt — aller Rang und aller Reichtum vergessen im Taumel des höchsten Herzensglücks. Gewaltig rast sie sich auf dieser Träumerei empor und setzt den Fuß auf die erste Stufe der Stiege. Sie will mit der rechten Hand ihr Kleid aufschürzen, um dessen Saum vor dem feuchten Stein zu bewahren, und dabei entfällt ihr der Sonnenschirm.

„Darf ich den Schirm für Sie tragen?“

Thella erblickt und ihr Atem stockt. Das plötzliche Erscheinen desjenigen, an den sie eben dachte, erschüttert sie wie eine Geisteserschütterung. Ihr Gesicht drückt diese Empfindung so deutlich aus, daß Rudolf lächelnd sagt:

„Sie sehen mich ja an, als wäre ich ein Gespenst. Habe ich Sie erschreckt?“

„In der That, ich habe Sie nicht kommen sehen.“

„Sie waren so vertieft, Fräulein Thella, ich beobachtete Sie schon seit fünf Minuten. Offenbar dachten Sie an andere Dinge als an Ihre Blumen. Wollen Sie mir nicht sagen, an was?“

„Rein, Graf Rohlen, das will ich Ihnen nicht sagen.“

Sie waren mehrere Stufen herabgestiegen. Rudolf öffnet den Schirm.

„Sie haben die Sonne im Rücken, erlauben Sie, daß ich Sie schütze.“ Er tritt ganz nahe und lehnt den Stiel des Schirmes über ihre Achsel. „Könnte ich so vor allem Ungemach Sie schützen, alle trüben Gedanken verjagen.“ Dabei schlingt er den Arm um ihre Schulter.

Unter dieser Berührung erbebend, bleibt Thella stehen. Sie hebt den Kopf und sieht des jungen Mannes Blick mit so warmer Liebe auf sie herableuchten, daß ein volles, ein helles Vertrauen sie erfüllt. Da läßt auch sie das Auge auf dem seinen ruhen und deutlich, jählich, wenn auch stumm, sagt ihr Antlitz: „Ja, ich liebe Dich!“ Ebenso schweigend und klar spricht aus seinen Zügen: „O Du liebes, herrliches Geschöpf!“ und fragt es aus den Lippen zurück: „Nicht wahr, Du treibst kein Spiel mit mir?“

So bleiben sie eine lange Minute, eine Minute, in der sich ihnen ein ganzes Romankapitel abspielt, als ein Lärm sie aufschreckt. Es ist ein bellendes, schellenklingendes Hündchen, das gegen die Treppe gelaufen kommt. Die Herrinnen desselben können wohl auch nicht mehr weit sein. Richtig, da biegen sie aus einem Seitenweg des Parterres hervor. Rudolf hat nur noch Zeit, von Thella zurückzuweichen und ihr den Schirm zu geben. Dann flüstert er ihr zu: „Morgen hier um dieselbe Stunde!“ und eilt die Treppe hinauf.

(Schluß folgt.)

Gegen Insekten.

Die „Société centrale des produits chimiques“ in Paris vordrängt, soeben die Beschreibung eines neuen, sehr einfachen Apparates, welcher dazu dient, die Angriffe der Insekten auf die Kulturpflanzen hintanzuhalten. Es ist dies ein Glasfläschchen, welches neben der Halsöffnung vier heilige Oeffnungen besitzt und mittelst eines Drahtes an der zu schützenden Pflanze befestigt werden kann. Das Fläschchen wird beliebig mit irgend einem Insektengift, wie Tabakabsud, Petroleum und so weiter, gefüllt. Durch die andauernde Verdunstung dieser Mittel werden die Insekten nach der Meinung der Erfinder vollkommen abgehalten, ohne daß die Pflanze darunter zu leiden hätte. Dieser Apparat, Evaporateur permanent Finet genannt, ersetzt alle anderen Räucherapparate, leidet nicht unter den Einflüssen der Atmosphäre und funktioniert, wenn er von Zeit zu Zeit nachgefüllt wird, beständig.

Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Sall Eaine.

Authentische Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Eine Morgenzeitung vom November enthielt unter den Tagesneuigkeiten folgendes:

„Man wird sich erinnern, daß in den Berichten von dem schrecklichen Eisenbahnunglück, welches sich letzten Freitag in Hendon ereignete, auch eines empörenden Vorfalls erwähnt wurde, daß nämlich ein verwundeter Passagier, welcher aus den Trümmern zerbrochener Wagen herausgezogen und auf dem nahen Felde niedergelegt worden, durch einen unbekannten Schurken in brutaler Weise überfallen und dem Anschein nach beraubt worden. Dieser letztere, obgleich auf der That ergriffen, hatte sich aus den Händen des Polizeisergeanten losgerissen und war in der Dunkelheit entkommen. Die Obrigkeit traf alle Vorbereitungen, damit ihre Wachsamkeit nicht getäuscht werden konnte, und ist nun auch wirklich eine Person, Namens Paul Drayton, gefast und nach Bow Street gebracht worden. Es erwies sich, daß dieser Drayton ein Gastwirt in Hendon ist, dort schon lange als eine Persönlichkeit von zweifelhaftem Charakter bekannt. Er wurde um Mitternacht auf dem Bahnhofe von Saint Pancras verhaftet bei einem verwegenen und tollern Versuch, mittelst des Juges nach dem Norden zu entkommen.“

Dieselbe Zeitung brachte folgenden Tages die weitere Mitteilung:

„Drayton, welcher gestern an das Kriminalgericht verwiesen wurde, wird morgen in das Gefängnis von Old Bailey gebracht werden, und da das Beweismaterial, wie wir hören, von durchaus überzeugendem, unanfechtbarem Charakter ist, so glaubt man, daß die Verhandlung nicht mehr als einen Tag in Anspruch nehmen wird. Man teilt uns mit, daß der Angeklagte, welcher während des gestrigen Verhörs ein starrs Schweigen beobachtete, bei der Gerichtsverhandlung seine Verteidigung auf die lede Behauptung gründen will, daß in Bezug auf seine Persönlichkeit ein Irrtum obwalte.“

Eine Abendzeitung vom Freitag enthielt folgende Bemerkung im Laufe eines längeren Artikels:

„Es ist ein bekannter Rechtsgrundsatz, daß ein mißlungener Mißbeweis die schlimmste aller Anklagen ist. Der Schurke, welcher versucht hatte, einen Sterbenden zu berauben, der inmitten der Verwirrung des Eisenbahnunglücks bei Hendon am letzten Freitag nacht hilf- und wehrlos auf dem Felde lag, war dreist genug, die Audrede vorzubringen, daß er nicht der Mann sei, für den man ihn halte. Solche Fälle von Irrtum kommen allerdings in den Annalen der Kriminaljustiz vereinzelt vor; wir glauben aber, daß die Fälle noch seltener sind, wo die Schuldbeweise so klar und augenscheinlich zu Tage treten, wie hier. Sogar die Kleider, die der Mann trug, lieferten einen überführenden Beweis seiner Schuld. Denn der Polizeisergeant legte dem Gericht ein Stück Tuch vor, welches vom Rock des Verbrechers abgerissen wurde, und dieses Stück paßt genau in einen Riß im Rock des Angeklagten. Der ganze Fall wäre zu klar und handgreiflich, um noch eine Silbe zu seiner Aufklärung zu erfordern, ohne die erstaunliche Hartnäckigkeit, mit welcher der Angeklagte an seiner Audrede festhielt, gegenüber den augenscheinlichen, ineinandergreifenden Beweisen des Thatbestandes. Er leugnete, daß er Paul Drayton sei, und behauptet, sein Name sei Paul Ritson. Von verschiedenen Zeugen, welche ihn von Kindheit an kennen, wurde er als Drayton bezeichnet, unter anderen auch von seiner alten Mutter, Martha Drayton, deren Aussagen mit Widerstreben und mit mehr Thränen abgegeben wurden, als ein so unnatürlicher Sohn verdient. Der Behauptung, Paul Ritson zu sein, stand die Aussage des Herrn Hugo Ritson gegenüber, welcher Eigentümer eines Vergwerks in Cumberland und der Bruder des Herrn ist, welcher der Angeklagte zu sein vorgibt. Mister Hugo Ritson gestand eine Aehnlichkeit zu, zögerte aber nicht, zu erklären, daß der Angeklagte nicht sein Bruder sei. Der letztere beantragte hierauf vor Gericht, daß die Frau des besagten Paul Ritson vernommen werden solle, aber auf die Nachricht, daß Herr und Frau Ritson gegenwärtig in Cumberland sich krank befinden, lehnte der Gerichtshof den Antrag ab. Ein letzter Winkelzug des Angeklagten bestand darin, daß er die Vernehmung einer gewissen Mercy Fisher verlangte, welche, wie er behauptete, im Stande sei, auszusagen, durch welche Umstände er dazu gekommen sei, die Kleider des wirklich Schuldigen zu tragen. Der Gerichtshof verzögerte sich auf eine Stunde, damit diese Person vorgeführt werden könne. Bei Wiederaufnahme der Verhandlung wurde jedoch gemeldet, daß das Mädchen eine Geliebte sei, welche Drayton im Hause seiner Mutter gehalten, und daß dasselbe jetzt verschwunden sei. Die Verhandlung, in welcher die Gemeinheit der einzelnen Umstände der Dreißig-

keit der Verteidigung gleichsam, endigte sobann mit der wohlverdienten Verurteilung des Angeklagten zu drei Jahren Zwangsarbeit.“

Eine Woche später, als die Einzelheiten der Verhandlung schon fast vergessen waren, erschien die folgende Nachricht in einer Wochenschrift:

„Einsender dieses hat erfahren, daß der Mann, welcher neulich zu drei Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden wegen Raubs bei Gelegenheit des Eisenbahnunglücks zu Hendon, sogleich nach seiner Ankunft in der Strafanstalt, von einer Gehirnentzündung befallen wurde. An dieser Stelle der Abgeschlossenheit werden die Thatfachen fast wie Beichtgeheimnisse angesehen und was davon nach außen gelangt, wird nur flüsternd und mit größter Vorsicht weiter erzählt. Was ich auf diese Weise hörte, ist, daß seit Einlieferung des Mannes, welcher dem Gericht als Paul Drayton bekannt war und jetzt nur durch eine Nummer bezeichnet wird, gewisse Thatfachen ans Licht getreten sind, welche zu Gunsten der von ihm angenommenen Verteidigung sprechen und eine wirklich vorgekommene Verwechselung nicht unmöglich erscheinen lassen. Möge bald weiteres Licht in die Sache kommen!“

Das Kapitelzimmer im Sankt Margaretkloster war ein frostiger, weiser Raum, welcher einen einzigen Tisch und vier oder fünf einfache eichene Stühle enthielt. An den grau gemalten Wänden sah man ein Bild eines florentinischen Meisters, die Flucht nach Aegypten vorstellend, und eine symbolische Darstellung des heiligen Herzens. Außer diesen Bildern unterbrach nur eine kurze Inschrift noch die Leere der düsteren Wände: „Wo der Baum fällt, da muß er liegen!“

Vier Tage nach Gretas Abschied von dem Hause, worin sie als zeitweiliger Gast aufgenommen worden, saß die Oberin im Kapitelzimmer, eine Schwester kniete zu ihren Füßen. Die Schwester trug ein graues Gewand mit glattem leinenem Kragen. Sie trug kein Skapulier und keine Haube über der enganliegenden Kopfbedeckung, welche Haar und Stirne verbarg. Es war eine Laienschwester — Schwester Grace.

„Mutter — hört meine Sünde!“ sagte sie mit zitterndem Flüstern.

„Sprich, meine Tochter!“

„Wir befanden uns beide in Athlone im Jahre der großen Hungersnot. Er war Offizier in einem Regiment, welches dort lag; ich Novize des Chores im Orden der barmherzigen Schwestern. Wir sahen uns da und dort in Ausübung christlicher Pflichten. O Mutter, die Hungersnot war grausam, und er war so wohlthätig gegen das nothleidende Volk. „Der Hunger ist über uns gekommen“, schrien sie, wie eine Heuschreckeplage! Und die zerrumpelte Menge folgte uns mit ihrem Jammergeschrei und den elenden höhligen Gesichtern. Ja, Mutter, er that viel, viel für die Armen!“

„Nun — und?“

Die Büßende senkte ihr Haupt noch tiefer.

„Mutter, ich leistete Verzicht auf das Gelübde und — wir heirateten uns.“

Die Lippen der Oberin bewegten sich in stillem Gebet.

„Wie war sein Name, meine Tochter?“

„Robert Lother. Wir kamen von Irland nach London. Ein Kind wurde geboren, wir nannten es Paul. Dann erkrankte die Liebe meines Mannes und erstarb. Ich litt entsetzlich darunter — ich war ihm wohl auch eine zu stille, zu schwermütige Gefährtin. Endlich sagte er mir — Ihre Stimme bebte, ihr ganzer Körper zitterte.“

„Nun, mein Kind?“

„O Mutter, er sagte, ich sei nicht sein Weib. Ich sei eine Katholikin und er Protestant: Ein katholischer Priester habe uns in Irland getraut ohne vorheriges Aufgebot; das sei keine gültige Heirat nach englischem Gesetz!“

„Schande über solch Gesetz! — Weiter?“

„Er verließ mich, Mutter! Dann versuchte ich mich zu ertränken, zusammen mit meinem kleinen Kinde, doch sie zogen mich wieder heraus. Ich wurde in ein Irrenasyl gebracht, und mein Kind, mein Paul, der Obhut einer Frau übergeben, bei welcher ich gewohnt habe. — Habe ich nicht schwer gesündigt?“

„Deine Sünden waren groß, meine Tochter, aber auch Deine Leiden hatten ihr volles Maß. — Was geschah dann?“

„Ich entfloß aus dem Asyl und ging, mein Kind abzuholen. Es war verschwunden! Die Frau war nach irgend einem andern Teil von London verzogen, niemand wußte, wohin, und mein Paul, mein Liebling, für mich auf immer verloren! — O Mutter — dann sündigte ich am schwersten!“

Ihr Kopf senkte sich tief herab auf ihre zitternden Kniee, ihre Stimme zitterte in herber Seelenqual und Scham.

„Mutter, wie soll ich es Euch sagen; Ihr seid eine heilige Frau und wißt nichts von den Versuchungen der Welt.“

„Still, meine Tochter, ich bin eine ebenso große Sünderin, wie Du selbst!“

„Ich kann es nicht sagen; Mutter, Mutter, Ihr seht, daß ich nicht kann —“

„Es ist zum Heil Deiner Seele, meine Tochter!“

„Ich hatte versucht, Gott zu dienen, und er hatte meine Schmach gesehen. Was blieb mir, als die Welt, die Welt, die Welt! Vielleicht würde sie mehr Mitleid mit mir haben, dachte ich. Meine gültige Mutter, habe ich es Euch noch nicht gesagt?“

Die Oberin machte das Zeichen des Kreuzes.

„Ach, meine Tochter, der Feind Deiner Seele war damals über Dir, Du hättest Dich niederwerfen sollen vor dem heiligen Sakrament, drei Tage lang.“

Die Büßende erhob ihr bleiches Gesicht.

„In weniger Zeit war ich ein verlassenes, verlorenes Weib!“

Die Oberin betete mit zitternden Lippen, dann hielt sie das Kreuz, das an ihrem Gürtel hing, der Schwester entgegen.

„Ich dachte an mein Kind und wünschte, daß es tot sein möchte. Ich dachte an ihn, der mein Mann war, und mein Herz wurde kalt und hart. Mutter, meine Erlösung kam, ja; zugleich aber auch die Bedeutung der schrecklichen Worte: „Zu spät!“ Inmitten des tollen Taumels des Lebens begegnete ich einem guten Manne, ja, heilige Mutter, einem guten Manne. Jetzt schläft er unterm Hügel. Ich verabschiedete mein Leben. Er entriß mich ihm, nahm mich fort — in die Berge — nach Schottland — und ein Kind wurde geboren. Mutter, da erst erwachte ich — wie aus einem Traum. Es war mir, als ob ein Ring von Sünde mich umgäbe. Thränen habe ich vergossen, ach, wie viel heiße Thränen! Endlich kam Ruhe und Herzensstille und dann wurden wir verheiratet.“

„Meine Tochter, als ich Dein Gelübde empfing, dachte ich nicht, daß der Feind Deiner Seele so sehr Deiner Herr geworden!“

„Hört mich zu Ende, heilige Mutter. Das Kind wuchs auf als Ebenbild meines Lieblings, meines Paul — in jedem Zug, in jedem Blick derselbe. Teils zum Andenken an meinen Verlorenen, teils um ihn für immer zu vergessen, nannte ich das zweite Kind auch Paul. Mutter, die Jahre verflossen in Frieden, die Vergangenheit war verschwunden, aber das Rückgedenken lag fort und fort wie ein Alp auf meinem Herzen. Ich hatte noch einen Sohn und nannte ihn Hugo. Nach vielen Jahren starb mein Mann.“ Die Büßende hielt inne. „Ich dachte, mein erster Sohn sei tot. Dreißig Jahre hatte ich ihn nicht gesehen. Aber endlich kreuzten sich unsere Wege und die Frau, welche ihn aufgezogen hat, kam vor vier Tagen hieher in dieses Haus.“

„Hieher?“

„Mutter, mein Sohn, das Kind aus dieser ersten unglücklichen Verbindung, mein Liebling, über den ich viele Jahre bittere Thränen vergoß, mein Paul, durch dessen Verlust auch die Seele seiner Mutter verloren ging — mein Sohn ist ein Dieb und ein Verworfenner! Er ist der Mann, welcher der Welt als Paul Drayton bekannt ist — mir aber als Paul Lother.“

„O Tochter, demütige Dich inmitten eines so schrecklichen Gerichts! Sagtest Du Drayton? — Drayton; ist's der, welcher, wie ich höre, heute verurteilt wurde?“

„Nein — ja — wie soll ich es Euch sagen? — Derselbe und nicht derselbe! Mutter, das Verbrechen wurde durch meinen Sohn Paul Lother begangen, das Urteil wurde über meinen Sohn Paul Ritson gesprochen!“

„Wie, meine Tochter —“

„Ich war im Gerichtshof und hörte alles; und ich allein wußte alles, ich allein! Vergebt, daß ich die Gesetze dieses heiligen Ortes übertrat, aber bedenkt, gültige Mutter, bedenkt, daß ich immer noch Frau bin, und überdies die Mutter! Ja, ich hörte alles. Ich hörte die Rede des öffentlichen Anklägers, welche meinen Sohn Paul Lother überführte. Er war schuldig vor Gott und den Menschen. Aber der, der vor Gericht stand, war mein Sohn Paul Ritson. Ich erkannte ihn und glaubte ihm, als er den Namen verleugnete, den sie ihm gaben. Ach, wie mein Herz blutete!“

„Was thatest Du dann, meine Tochter?“

„Mutter, ich war schwach, sehr schwach. Ich konnte den Weg der Pflicht nicht klar vor mir sehen. Ein schrecklicher Zwiespalt tobte in mir. Ich konnte nicht den einen Mann rechtfertigen, ohne den andern zu verdammen, und beide waren Blut von meinem Blut.“

„Schrecklich, schrecklich! Aber, meine Tochter, der eine war schuldig, der andere unschuldig!“

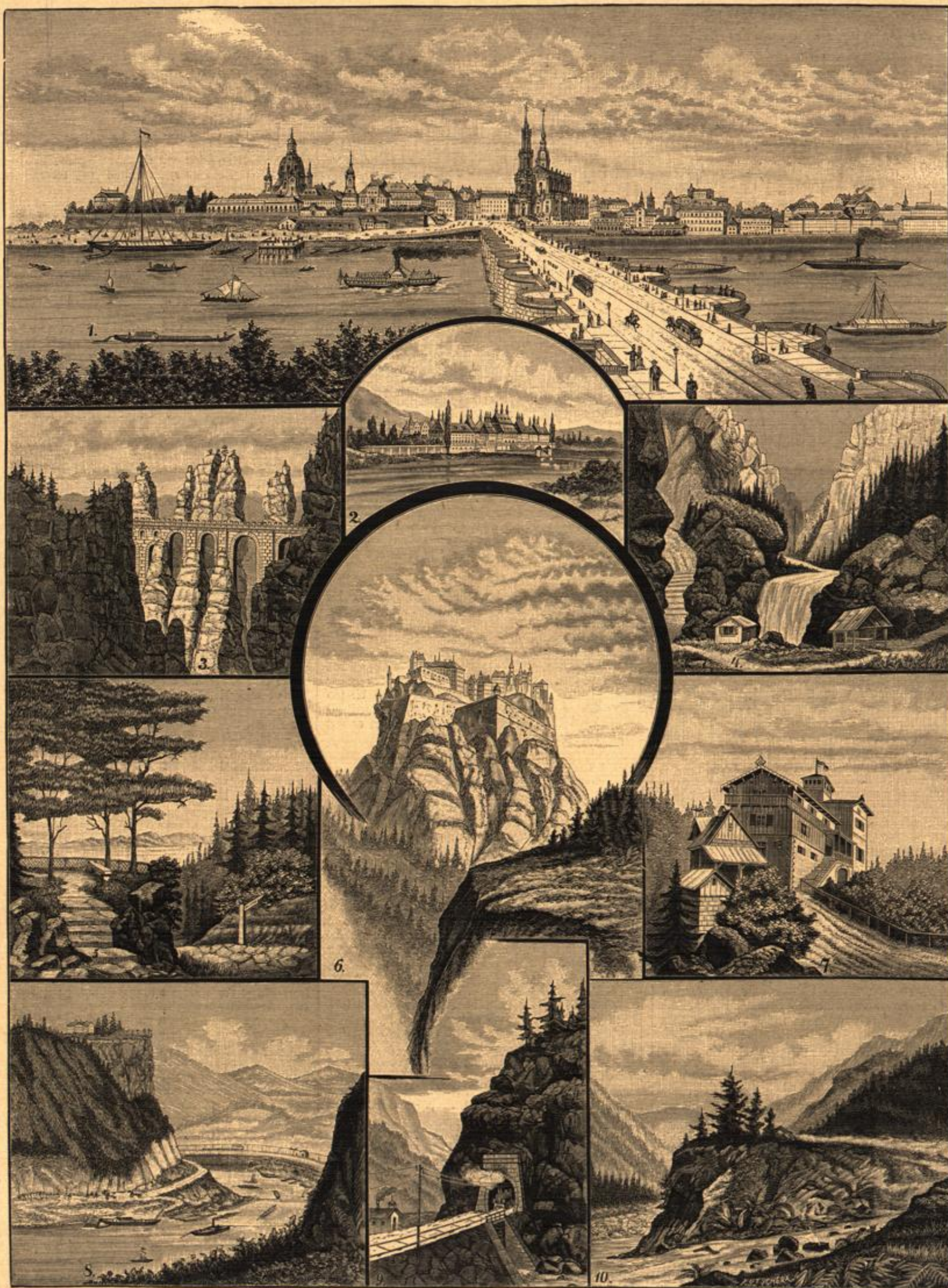
„Ja, ja, tausendmal ja; aber nun war ich selbst auch bedroht! Wie konnte ich den Schuldigen der Strafe überliefern, ohne die geheime Sünde zu offenbaren, welche dreißig Jahre lang in meinem Herzen verborgen geblieben! O, mein armer, schwacher Geist erbebt in mir und ich verstumme.“

„Meine Tochter, wir müssen ihn kreuzigen, den Stolz unseres Geistes!“

„Ja, ja, aber da war mein Sohn Paul Ritson. Wie konnte ich diese sündhafte Vergangenheit eingestehen, ohne seine Liebe zu verlieren, die Liebe des einzigen menschlichen Wesens, welche mich noch aufrecht erhielt! Mutter, es ist so süß, geliebt zu werden!“

„O meine Tochter, eine schreckliche Lage! Wahrhaft schrecklich!“

„Mutter, ich habe Euch jetzt alles bekannt. Sagt mir nun, welche Hoffnung mir geblieben; gebt mir Euren Rat!“



1. Dresden. — 2. Schloß Pillnitz. — 3. Papeisbrücke. — 4. Amselgrund. — 5. Fußweg nach Görsch. — 6. Festung Königstein. — 7. Gasthaus „Großer Winterberg“. — 8. Im Elbthal. — 9. Im Sebnitzthal. — 10. Im Polenzthal.

Dresden und die sächsische Schweiz. Originalzeichnung von H. Goltz. (S. 525.)



—* Auf der Wiese. *

Gemälde von J. Spiesing.

„Meine Tochter, bemühen wir uns erst vor Gott und stehen wir ihn an, daß er uns den Pfad der Pflicht offenbaren möchte.“

Die Oberin erhob sich und verließ das Zimmer. Die Schwester folgte ihr. Durch die Sakristei gingen sie in die einsame Kirche.

Es war Abend. Die Glut eines winterlichen Sonnenuntergangs drang durch die westlichen Fenster und malte mit leuchtendem Rot den Altar. Hier herrschte feierliches Schweigen, während draußen der Tag zur Rüste ging. Außerhalb dieser Mauern das stürmische Gewoge der Welt — hier innen heilige Stille, tiefe Ruhe.

Die gute Mutter fiel mit der Schwester auf die Knie nieder; sie beteten um Erleuchtung und Führung. Die Oberin erhob sich, die Schwester aber fuhr fort im Staube zu liegen. Die Dunkelheit senkte sich herab, sie kniete noch immer, und als im Osten der Morgen graute, fiel sein Dämmerlicht auf ihr tief gesenktes Haupt und zwei über demselben gefaltete heiße Hände.

Friedlich lag das grüne Thal da im Morgen Sonnenschein. Der Fluß, der im Wiesengrunde hinsaß, erglänzte in purpurrotem Licht. Leise flüsterten die Blätter in dem leichten Luftzug, der durch die Vinsen und das lange Gras rauschte. Stolz ragten die Hügel und die Felsengipfel empor in das dunkelblaue Aethermeer, in welchem nur ein leichtes, flockiges Wölkchen langsam dahinschwebte.

Fröhliches Treiben herrschte heute auf Berg und Thal. Ein Kinderfestzug bewegte sich am Kalkenglockenfelsen hin mit Gesang, Schwaßen und Lachen. Es war Sankt Peterstag und man feierte das Vinsenfest. Kinder jeden Alters waren im Zuge, von dem anmutigen Mädchen von vierzehn Jahren, das an der Schwelle des Jungfrauenalters stand, am Ende des Zuges, bis zu dem niedlichen Kerlchen von vier Jahren mit Helm und Spauellen, welches tapfer an der Spitze des Zuges marschierte. Die meisten der kleinen Händchen trugen Vinsen, einige aber auch Baumzweige oder Blumen. Sie hatten sich im Schulhause versammelt und machten jetzt auf dem Weg zur Kirche die Runde im Thal.

Am Ende desselben überschritten sie den Fluß und folgten der Straße, welche auf der andern Seite das Thal entlang führte. An dieser Biegung des Wegs standen einige friedliche Häuschen im frischen Waldesgrün, nahe bei den dunkelroten Felsen, von welchen ein Waldbach in rauschendem Fall sich in ein tiefes Becken herabstürzt. Das letzte war das Häuschen des alten Laird Fisher, vor welchem ein Garten in Form eines Dreiecks lag. Als die Kinder vorüberzogen, stand der Alte, grau und tief gebeugt, bei der Gartentüre, auf einen Stab gelehnt; zu seinen Füßen lag ein Schäferhund in beschaulicher Ruhe. Die fröhlichen Kinderstimmen lockten ein junges Mädchen heraus unter das Vordach. Sie war barhaupt und trug ein hellfarbiges Kattunkleid. Auf ihrem bleichen Gesicht hatte der Kummer tiefe Linien eingegraben. Sie ging vorsichtig, mit unsicherer Bewegung, und hielt die rechte Hand vor sich ausgestreckt, welche eine vom Dache herabhängende Gaidblatttränke mit hastigem Griff festhielt. Ihre Augen, welche nach dem Zug gerichtet waren, hatten einen matten Glanz, die Augäpfel waren trüb. Sie war blind. An der andern Hand führte sie ein Kind von anderthalb Jahren, ein derbes, lebensfrohes, kleines Kerlchen mit roten Wangen, blauen Augen und reichem, schönem Lockenhaar.

Lachend, singend und schwärend, ihre Vinsen und Zweige in der Luft schwingend, zogen die Kinder sorglos und glücklich vorüber, der Kirche zu. Am Eingang erwartete sie der Vikar. Bald war das ganze, mit Fahnen und Wimpeln geschmückte Schiff gefüllt und der Vikar stimmte mit seinem Accordion eine Hymne an, in welche die fröhliche Schar jubelnd einfiel.

Auf der Straße erhob sich eine Staubwolke; eine lärmende Gruppe von etwa einem Duzend Menschen kam aus einer Wablichtung heraus. Darunter waren John Prudfoot, der Grobschmied, Dick, der Müller, Tom, der Briefträger, Hiob, der Steinmetz, und andere gleichgestimmte Seelen. Alle waren mehr oder weniger betrunken. Sie hatten auf einer freien Stelle im Walde einen Hahnenkampf veranstaltet, der mit dem Tode der beiden grausig zerzausten und zerrissenen Kämpfer geendet.

In dieser Gesellschaft befand sich auch ein junger Mann, welcher die Seele des geräuschvollen Trupps zu sein schien. Seine Stimme war die lauteste, sein Gelächter übertönte das der anderen und die Hälfte von allem, was gesagt wurde, war an ihn gerichtet. Es war ein lebhafter, rotwangiger junger Mann in einem leicht sitzenden Anzug von gestreiftem Stoff.

Es war Paul Drayton.

„Zum Teufel, was ist da los?“ sagte er, als der Haufe sich der Kirche näherte.

„Das Vinsenfest, denke ich,“ erwiderte Tom.

„Was ist das — Vinsenfest?“

„Sie wissen doch, Mister Paul,“ antwortete Tom, „das Vinsenfest — Kinderfest, die Kinder tragen Vinsen — Sankt Peterstag.“

„Ach ja, ich weiß, Vinsenfest. Wart einmal, ist es nicht jährlich einmal?“

„Was, Mann, Sie müssen sich doch der Zeit noch

erinnern, wo Sie selbst noch als kleiner Knabe im Zuge mitgingen,“ rief der Schmied.

„Natürlich, natürlich! O ja, ich habe jene Tage noch nicht vergessen! Wart einmal! Es ist so eine Art Erntefest, nicht wahr?“

„Nichts dergleichen!“ sagte Dick, der Müller. „Ihr Gedächtnis läßt Sie im Stich, Mister Ritsen.“

„Das ist wahr, alter Knabe. Ich bin nicht mehr derselbe, seitdem ich die Gehirnentzündung hatte — damals in London.“

Der Trupp hielt bei der Kirche an, eben als Bruder Peter sich dem Kirchhof näherte. Er trug ein rotes Papier in der Hand.

„Wer ist das? — Der Methodist?“

„Richtig, es ist der Methodist,“ sagte der Schmied.

„Ja, ja, es ist des Pastors Peter,“ bemerkte der Briefbote, „und das Papier, das er in der Hand hält, ist ein Telegramm; wahrscheinlich hat er es jemand zu bringen.“

„Einen Augenblick, Jungen!“ rief Drayton, verließ seine Genossen und ging Peter entgegen. — „Wenn dieses Telegramm für meine Frau ist, so könnt Ihr es mir geben,“ sagte Drayton, seine Hand ausstreckend.

Bruder Peter trat zurück.

„Es ist gut, alter Bursche, ich Sorge dafür, daß sie's bekommt.“

„Oh, Du sorgst dafür? Sehr gut!“ erwiderte Peter in satirischem Tone.

„Was der Frau gehört, gehört auch dem Mann. Das wißt Ihr doch?“

„Weiß nicht, ob ich's weiß,“ antwortete Peter.

„Her damit — und rasch!“

„Denke nicht daran!“ sagte Peter entschieden.

„Gebt ihm eins aufs Dach!“ schrie der Müller von der Straße her.

„Hört Ihr, was sie sagen? Rasch, heraus damit!“

„Oh, Sie haben viele nette Freunde — eine mächtige Bande — aber ich kümmere mich um keinen von euch.“

Drayton wandte sich mit einem verächtlichen Knurren ab.

„Verdammt, was für ein Gesangsang!“ rief er und sprang auf einen Grabhügel, um durch ein offenes Kirchenfenster zu sehen. Dabei zertrat er einen Blumentopf, dessen Scherben den Hügel herabrollten. „Da habe ich einem toten Jemand Schaden zugefügt,“ sagte er mit breitem Lachen.

„Na, 's ist wenigstens mit Ihrem eigenen Geld gekauft,“ sagte der Schmied.

„Oh, es ist ja Ihres Vaters Grab!“ fügte Hiob hinzu.

Drayton blickte auf den Grabstein.

„Richtig, es ist wirklich so!“ sagte er. „Seht, ich war nicht mehr hier seit dem Tag, wo ich ihn begrub.“

„Na, das ist doch aber lauter Unsinn,“ erwiderte Hiob.

„Ich erinnere mich des Morgens, wo ich Sie, feucht und kalt, auf diesem Grabhügel liegend fand.“

„Wirklich? Nun, ich will es nicht in Abrede stellen. Richtig, jetzt erinnere ich mich, ich war ja hier, ja, ich war an jenem Morgen hier.“

„Nein, nichts davon!“ rief der Hufschmied. „Das war ja der selbe Morgen, wo Gus Sie im Roß in Redwid übernachteten sah. Ich erinnere mich noch daran, was für einen Spektakel damals Hiob mit dem kleinen Habakuk darüber hatte.“

„Nichts als Unsinn!“ wiederholte Hiob. „Er war hier!“

„Das Roß in Redwid? Ja, jetzt fällt mir's ein, da war ich auch.“

Drayton sah, daß er sich immer tiefer verwickelte, und fühlte sich unbehaglich. Um die Aufmerksamkeit seiner Genossen abzulenken, begann er von dem Hahnenkampf zu sprechen.

„Verdammt, warum naht Ihr meinen Hahn aus dem Kreis heraus? Er war nahe daran, zu gewinnen,“ schrie er Prudfoot ins Gesicht.

Dieser blickte den Sprecher zornig an, und als Drayton ihm, halb aus Scherz, einen Stoß gegen die Schulter versetzte, war er wenig geneigt, dies als Spaß aufzunehmen. Ein heftiger Ringkampf folgte. Unter allgemeinem Geschrei und Hallo umfaßten sich die beiden mächtigen Gegner und nach wenigen Augenblicken lag Drayton am Boden. Prudfoot stand in stolzer Haltung neben ihm.

„Ich glaube, daran wird er genug haben,“ prahlte er.

„Der Herr hat ganz verlernt zu ringen,“ sagte Ratt.

„Ich kann mich noch des Tags erinnern, wo er John wie einen kleinen Knaben werfen konnte,“ bemerkte der Postbote.

Ratt half Drayton auf die Beine. Er war jetzt ganz ruhig, aber sein Gesichtsausdruck war so düster wie eine Gewitterwolke.

„Das kommt davon, wenn ein Gentleman sich mit Leuten abgibt, die unter ihm stehen,“ knurrte er, die Stirne mit einem seidenen Taschentuch abwischend.

Der Müller brummte, der Steinmetz murrte und der kleine Briefbote kicherte mit seiner sadenbunnen Stimme. Draytons Augen funkelten.

„Ich bin ein Gentleman, wenn Ihr's wissen wollt,“ sagte er hochmütig.

Ein spöttisches Lachen antwortete ihm.

„Ein Gentleman! Fragt doch das Weibervolk, was sie von solch einem Gentleman halten,“ rief der Grob-

schmied spöttisch aus, „der die Leute lehrt die Wirtschaften zu füllen und die Schränke leer zu machen!“

Die Leute sahen sich an, es entstand ein unruhiges Gemurmel.

„Fragt sie doch, was sie davon denken, daß er vier Tage in London war und dann ganz verändert zurückkam, fragt nur das Weibervolk, sie treffen meist das Richtige, sag ich.“

Wieder entstand eine unruhige Bewegung unter den Leuten.

„Zum Teufel, was gehen mich die Weiber an?“ sagte Drayton.

„Nun, nichts, denke ich,“ erwiderte der Grobschmied. „Euer eigenes Weib scheint auch kein übermäßiges Verlangen nach Eurer Gesellschaft zu haben.“

Draytons Augen funkelten, aber im selben Augenblick erlosch das Feuer wieder. Er trat auf den Schmied zu und hielt ihm die Hand entgegen.

„Ihr habt mich beleidigt,“ sagte er in verändertem Ton, „aber ich bin nicht der Mann, um es Euch nachzutragen. Also kommt mit, alter Bursche, wir wollen die Sache begreifen.“

„Gut gesagt,“ bemerkte Tommy, der Wirt.

„So ist's recht,“ sagte Dick, der Müller.

„Er ist seines Vaters Sohn, Paul Ritsen,“ meinte Tom, der Briefbote.

Im nächsten Augenblick setzte sich die Compagnie wieder in Bewegung und marschierte knietief durch üppiges Gras, um nach der andern Seite des Thals hinüberzugehen. Vor der Einfahrt ins Bergwerk machten sie Halt.

„Wir wollen meines Bruders Häuschen dazu benutzen,“ sagte Drayton, und sie traten in ein einstöckiges Haus, das vor ihnen stand.

Es war ein einziges geräumiges Zimmer darin, das mehr wie ein Lesezimmer als wie eine Schreibstube aussah. Man sah Teppiche, Läufer, ein Kabinet und einen soliden Tisch in der Mitte. Die Leute gingen in einer langen Reihe hinein und setzten sich auf alle vorhandenen Stühle, auf den Tisch und zuletzt auch auf die Diele.

„Munter, meine Jungen, und Du, Tom, mache die Korken los, aber rasch.“

„Es muß eine recht einträgliche Geschichte sein, so ein Ding, wie das da,“ sagte der Müller, indem er sich etwas schütteln in einen Lehnstuhl niederließ. Innerlich dachte er darüber nach, was für ein Narr er doch gewesen sei, daß er nicht mehr als fünfzig Pfund verlangt habe als Ersatz für den Schaden, den das Feuer in seiner Mühle angerichtet hatte.

„Habt Ihr nie davon gehört, daß nicht alles Gold ist, was glänzt,“ sagte Drayton und strich ein Zündholz auf dem Mahagonitisch an.

„Wie? Wollt Ihr damit sagen, daß das Bergwerk nichts einbringt?“ fragte der Grobschmied.

Drayton schüttelte den Kopf und versuchte einen Ausdruck von List und Zurückhaltung anzunehmen.

„Ich glaube, Ihr werdet Eurem Bruder hier und da ein hübsches Stück Geld anschaffen müssen,“ bemerkte Tom in einschmeichelndem Ton.

„Neben ist Silber, Schweigen ist Gold,“ sprach Drayton mit Würde und einem vieljagenden Lächeln.

Die Männer lachten laut auf und der Wirt reichete die Flaschen umher. Alle tranken aus den Flaschen, stießen dicke Rauchwolken aus und spieen auf den Teppich.

Da öffnete sich plötzlich die Türe und Hugo trat mit Borne ein. Seine Augen hatten einen stählernen Schimmer, als er auf der Schwelle stand und sich umblickte.

„Hinaus, macht daß ihr fortkommt!“ sagte er.

Die Leute erhoben sich und schoben sich, mit den Füßen scharrend, der Türe zu. Drayton, welcher am Tisch saß, nahm seine Pfeife aus den Zähnen und rief ihnen zu, zu bleiben.

Hugo schritt auf Drayton zu und berührte seine Schulter.

„Ich habe mit Dir zu sprechen,“ sagte er.

„Was gibt's?“ fragte Drayton.

„Ich habe mit Dir zu sprechen,“ wiederholte Hugo.

„Nun, was gibt's? Heraus damit! Du hast doch ein Mundwerk, oder nicht? Genire Dich nicht vor meinen Freunden.“

Hugos Gesicht erbleichte, ein kaltes Lächeln erschien darauf.

„Deine Zeit ist nahe,“ murmelte er und wandte ihm den Rücken zu.

Während er das geräuschvolle Zimmer verließ, folgte ihm ein lautes, heiseres Lachen.

„Gott sei Dank, bald wird das vorüber sein!“

Borne ging neben ihm.

„Ist es auf morgen bestimmt?“ fragte der Advokat.

„Ja, auf morgen,“ erwiderte Hugo.

„Haben Sie es ihm schon gesagt?“

„Sagen Sie es ihm selbst, Borne. Ich kann es nicht länger mit dem Menschen aushalten. Er bringt mich noch dazu, daß ich etwas thue, was ich selbst bereuen muß.“

„Haben Sie den Vikar benachrichtigt?“

Hugo schüttelte den Kopf.

„Und Greta?“

„Sie wird nicht kommen,“ sagte Hugo. „Sie konnte niemals fünf Minuten lang mit diesem Schurken dieselbe Luft atmen, niemals; sie sind Fremde — seit jener Zeit.“

„Und doch ist er ihr Halbbruder,“ bemerkte der Advokat mit seinem stereotypen Lächeln. „Komisch, nicht wahr?“

Als der Kinderzug bei der kleinen Hütte an der Biegung der Straße vorübergegangen war, wandte sich der alte Mann um und schritt auf das Haus zu.

„Hat der Kleine die Kinder gesehen?“ fragte das junge Mädchen, welches den Knaben an der Hand führte.

„Ich glaube wohl,“ erwiderte der alte Mann.

„Lachte er? Nicht wahr, er lachte,“ sagte das junge Mädchen, indem ein helles Lächeln auf ihren Lippen spielte.

„Gewiß, Mädchen.“

„Ralphchen hat niemals zuvor Kinder gesehen, Vater, sah er nicht erschreckt aus oder ein bißchen verduht? Im Anfang wenigstens? Ich glaube, er verkroch sich hinter meinem Rock.“

„Kann sein, kann sein.“

Der Kleine sagte die Hand seines Großvaters und lief vergnügt mit ihm ins Haus. Es sah nett und sauber aus in der Küche mit ihren weißen Wänden. Ein Tisch und ein Stuhl standen beim Fenster und auf den Brettern an der Wand sah man blankes Zinngeschirr, Holzteller und andere Geräte.

„Nun, sieh einmal her, kleiner Kerl,“ sagte der Kohlenbrenner und griff in eine große Tasche an seiner Seite.

„Hast Du es gebracht? Ist es das Käpchen? O, laß es doch den Knaben sehen!“

Ein Käpchen kam aus der Tasche und wurde beim Herd niedergelegt. Das furchtsame Geschöpf sah erst ganz eingeschüchtert da, dann setzte es sich auf die Hinterbeine und miaute.

„Wo ist Ralphchen? Was macht er jetzt, Vater?“

Der Kleine hatte sich auf seine Händchen und Kniee vor dem Käpchen niedergelassen und blickte ihm verwundert ins Gesicht. Die Mutter beugte sich über ihn mit einem Gesicht voll Sonnenschein — aber ach, diesem fehlte das Licht der Augen!

„Sieht er hin? Will er es lieb haben?“

Der kleine Kerl hatte seine Nase der Nase des Käpchens ganz nahe gebracht und schwahte mit ihm in seiner Weise.

„Vuu — luu — lala — Mama.“

„Ist er nicht reizend, Vater?“

„Es ist ein niedliches, kleines Ding,“ sagte der Alte, welcher immer noch mit gesenktem Kopfe daneben stand.

Traurig wandte sich die Mutter ab. Dann kamen von der andern Seite der Küche, wo sie zum Schein Teller herabnahm, unterdrückte Seufzer. Die Augen des Alten folgten ihr. Das junge Mädchen trug Teller herbei und stellte eine Suppenschüssel auf den Tisch. „Wenn ich daran denke, daß ich mein eigenes Kind niemals sehen kann, während sonst jedermann es sieht!“ sagte sie und brach wieder in Thränen aus.

Der Kohlenbrenner verzehrte schweigend seine Suppe, während die Unterhaltung am Herd ohne Unterbrechung fort dauerte.

„Miau, miau, miau — bubu — luu — Mama.“

Jetzt hörte man Schritte auf dem Kiesweg außen.

„Wie geht's, Matthias?“ sagte von draußen eine Stimme.

„Kommt herein, Habakuf.“

Habakuf Ogle trat ein. Er trug einen Anzug nach Art der Vergleute.

„Ich dachte, Mercy wird mir erlauben, mein Essen aufzuwärmen,“ sagte der Hausfrier.

„Mit Vergnügen,“ erwiderte Mercy und nahm einen Kochtopf herunter. „Ich werde es für Sie besorgen, während Vater seine Suppe isst.“

„Nein, nein, Mädchen, das werde ich selbst thun.“

Ogle war an den Herd getreten. „Ei, da ist ja der Sohn und Erbe,“ sagte er. „Aber, Mädchen, nimm Dich in acht, Du wirst Deine Schürze beschmutzen.“

„Wächst er schon, Habakuf?“

„O, mächtig!“

„Und seine Augen — wechseln sie die Farbe — werden sie braun?“

„Es scheint so, ich will nicht sagen nein.“

„Ist er — ist er mir sehr ähnlich?“

„Nein — ja — nein — mir scheint, ich erkenne in dem Kleinen etwas von dem — Fremden zuweilen.“

Die junge Mutter wandte das Gesicht ab. Ogle wandte sich zu Matthias.

„Dieser Mensch und seine Bande tobt diesen Morgen wieder umher. Es ist zu toll!“

Der alte Kohlenbrenner gab keine Antwort, blickte nach Mercy hinüber und fuhr fort zu essen.

„Habt Ihr gehört von dem Herumgestreit in den Zeitungen über jene Geschichte?“ fragte der Hausfrier.

„Nein,“ erwiderte Matthias, „ich höre nichts von Zeitungen.“

„Er wird ein langes Gesicht machen, wenn er davon erfährt.“

„Wahrscheinlich,“ erwiderte Matthias teilnahmslos.

„Nun, jeder Hund hat seinen Tag, und ich denke, der Tag jenes Hundes ist nahe herangekommen, und er wäre schon da, wenn nur Mercy sehen könnte.“

„Ja, ja,“ sagte Matthias ruhig.

„Wenn das Mädchen nur hätte sagen können: „Zener

Mann ist Drayton und der im Gefängnis ist Ritson, und ich habe gesehen, wie der Betrug ausgeführt wurde.“ Das wäre genug gewesen.

„Keinen Zweifel,“ sagte Matthias.

„Sie wollten mich nicht anhören, als der Vikar mich nach London mitnahm. Vor mehr als zwölf Monaten sandten sie uns unverrichteter Sache wieder nach Hause. „Bringt uns das Mädchen,“ sagten sie. „Eure Aussage hat nur Wert mit der ihrigen, aber nicht allein. Bringt das Mädchen her,“ sagten sie. „Sie ist blind geworden,“ erwiderten wir. „Dann ist nichts zu machen,“ sagten sie. Und das nennen sie Gerechtigkeit da in London.“

Habakufs Suppe kochte, der Rührlöffel arbeitete kräftig darin.

Matthias hatte das Kind vom Herd aufgenommen, der kleine Bursche zupfte an seinem weißen Bart.

„Es war sehr schlimm, daß ich und Mercy damals nicht einen Tag oder zwei länger in Hendon geblieben sind. Zu jener Zeit konnte sie noch sehen, aber das Mädchen war krank, Ihr wißt ja — weshalb — und ich konnte nicht vorher wissen, was dem armen Paul Ritson begegnen sollte. Deswegen brachte ich sie gleich fort nach Hause.“

„Das habt Ihr gut gemacht, Ogle,“ sagte Matthias, indem er den Kopf des Kindes streichelte.

„Dieser Hugo steckt dahinter, denke ich mir. Ich geniere mich nicht, das zu sagen, wenn er auch mein Herr ist. Ich war immer für Paul Ritson, natürlich den richtigen, nicht für diesen Landstreicher, der sich jetzt Paul Ritson nennt. Aber dem Hugo war ich so feind, daß ich ihn hätte nehmen und das Feuer mit ihm schüren können.“

Die Suppe war fertig, Mercy setzte einen hölzernen Teller auf den Tisch.

„Nun, ich bin nur ein kleiner Kerl,“ sagte Ogle, „aber ich habe doch einen mächtigen Appetit bekommen.“ Dann fuhr er fort, zu Matthias gewendet: „Immerhin wird er noch sein Teil dafür abkriegen. Er brachte diesen Vagabunden hieher, und nun hat der Schurke die Oberhand — das ist deutlich zu sehen.“

„So ist's!“ sagte Matthias.

„Er bringt die ganze Landschaft aus Rand und Band mit seinen Trinkgelagen, Hahnenkämpfen und anderem Unfug. Dad, der Müller, ist heute schon ruiniert, John, der Schmied, hat die ganze Woche kein Feuer mehr in seiner Schmiede, und Hioh, der Steinmetz, wird's noch weiter bringen als sein Namensbruder in der Bibel, er wird bald auf einem Misthaufen sitzen.“

„Glaubt Ihr, daß sie wissen, daß es nicht der Richtige ist?“ fragte Matthias.

„Ja, Matthias; aber ein Geldstück ist ein Ding, das gar manch Wunder thut.“

„Versteht sich.“

„Eines Tages ging er zu Rit, dem Schuster, um sich neue Schuhe anmessen zu lassen. Und Rit sagte: „Was ist das, Mister Ritson, Ihr Fuß ist um drei Linien länger als früher.““

„Aha!“

„Am andern Tag erhielt Rit eine Bestellung auf zwei Paar Schuhe und ein Paar Stiefel für Matt. So wird's gemacht.“

Mercy hatte das Kind von den Knien ihres Vaters genommen und sah mit ihm auf einer Bank, indem sie ein Stück von einem zerbrochenen Spiegel vor sein Gesicht hielt, um zu hören, wie der Kleine lachte, wenn er sich im Spiegel erblickte.

„Er spricht auch nicht wie ein Cumberlander,“ sagte Matthias.

Habakuf legte den Löffel auf den leeren Teller.

„Das erinnert mich,“ sagte er lachend, „wie ich ihm eines Tages begegnete in seinen Feiertagskleidern, in einem Aufzug wie ein Rigger, wenn er zum Tanz geht. Nun, ich sagte ihm: „Sehr fein, Mister Paul,“ sage ich, „aber wie ein echter Cumberlander sehen Sie nicht aus!“ — „Wieso?“ sagt er ganz verwundert. „Sie gleichen eher einem feinen Herrn von London,“ sage ich darauf, „oder aus der Gegend von Hendon vielleicht.“ Na, er machte große Augen, kann ich Euch sagen. Am andern Tage hält mich Mister Hugo an und sagt: „Habakuf,“ sagte er, „ich brauche einen Augen, sicheren Mann, so wie Ihr, um das Erz abzuwiegen — ein Pfund Sterling die Woche sollt Ihr haben,“ sagte er.“

„Oh, es ist klar, sie wollten Euch auch kaufen,“ meinte Matthias.

„Kaufen oder schlagen, da ist die Wahl. Sie haben schon die meisten Leute erkauft, aber in mir könnten sie sich täuschen. Sie waren auch nicht im Stande, die Hündin, die Ritson gehörte, zu erkaufen.“

„Was meint Ihr damit, Ogle?“

„Habt Ihr nicht gehört, wie der Taugenichts die arme alte Fanny umbrachte? Nun, Ihr wißt, sie war Paul Ritsons Hund, und als sie diesen Mann den Weg zum Haus heraufkommen sah, wedelte sie mit dem Schweife und bellte. Aber als sie sich ihm näherte, entdeckte sie ihren Irrtum und ging rasch davon. Er versuchte sie zu locken, aber Fanny wollte nichts von ihm wissen, und die Leute fingen an Verdacht zu schöpfen. Und was thut dieser Taugenichts, was meint Ihr? Er reißt eine Latte vom Zaun und schlägt sie tot.“

„Das gleicht ihm. Aber sieht das Volk nicht ein,

daß sein eigenes Weib, die Greta, nichts, absolut nichts von ihm wissen will?“

„Nein, sie sagen, das sei eine abgemachte Sache gewesen oder sie habe sich nach der Hochzeit, gleich nach der Kirche schon, anders besonnen. Das ist alles, was das dumme Volk davon denkt.“

„Horch,“ rief Mercy, sich halb von der Bank erhebend, „das sind Frau Ritsons Schritte.“

„Nein, Mädchen, es kommt niemand,“ erwiderte Habakuf.

„Doch, doch; sie ist auf der Straße,“ sagte Mercy. Ihr Gesicht zeigte jene Spannung der Sinne, welche den Blinden eigentümlich ist. Einen Augenblick später trat Greta in die Hütte. Sie hielt ein Telegramm in der Hand.

„Guten Morgen, Matthias, guten Morgen, Habakuf. Ich habe etwas Neues für Dich, Mercy; die Aerzte kommen heute.“

Mercys Gesicht nahm einen ängstlichen Ausdruck an und auch der Alte ließ den Kopf sinken.

„Nun, hab' keine Angst, Mercy,“ sagte Greta, zärtlich ihre Hand drückend. „Es wird bald vorüber sein. Die Aerzte haben Dich ja auch früher keine Schmerzen ausstehen lassen.“

„Nein, aber diesmal wird die Operation vorgenommen,“ entgegnete Mercy mit zitternder Stimme.

Greta hatte das Kind von der Bank aufgenommen. Der kleine Bursche umarmte sie und schwahte sein unverständliches Zeug weiter.

„Denke doch daran, wenn alles vorüber ist, wirst Du Dein prächtiges Ralphchen zum erstenmal erblicken.“

Mercys Gesicht strahlte.

„O ja,“ sagte sie, „und ich werde sehen, wie er spielt und lacht und Schmetterlinge jagt; o, das wird herrlich sein!“

„Werden Sie heute hier bleiben, Frau Ritson?“ fragte Matthias mit Thränen in den Augen.

„Ja, Matthias, ich werde hier bleiben, nach dem Kind sehen und ein bißchen helfen.“

Mercy nahm den Kleinen von Gretas Arm, bald weinend, bald lachend.

„Mama und Ralphchen werden zusammen im Garten spielen und Ralphchen wird die Berde sehen und die Blumen und die Vögelchen. Und Mama wird Ralphchen sehen! Ach, Greta, wie selbstfüchtig bin ich, wie kann ich Dir das alles jemals vergelten?“

Thränen flossen über Gretas Wangen herab. „Ich bin selbstfüchtig,“ sagte sie. „Deine Augen sollen mir meinen armen Mann wiedergeben.“

Zwei Stunden später kamen die Aerzte. Sie waren im Pfarrhaus vorgefahren und der Vikar war mit ihnen gekommen. Sie sahen nach Mercys Augen und überzeugten sich, daß die Zeit zur Operation gekommen sei. Als Mercy ihre Stimmen vernahm, zitterte sie und erbleichte. Einem Antriebe der Mutterliebe folgend, nahm sie das Kind auf, welches auf dem Fußboden spielte, und drückte es an ihre Brust. Der Kleine riß beim Anblick der Fremden seine blauen Augen weit auf und die geschwächte Zunge verstummte.

„Führen Sie sie in ihr Zimmer und lassen Sie sich aufs Bett legen,“ sagte einer der Aerzte zu Greta.

Ein plötzlicher Schrecken ergriff die junge Mutter.

„Nein, nein, nein,“ sagte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck und das Kind schrie auf unter dem Druck ihrer Arme.

„Komm, Mercy, einen Augenblick sei tapfer, es ist für Dein Kind,“ sagte Greta.

„Hören Sie mich an,“ sagte der Doktor ruhig, aber bestimmt. „Sie sind jetzt ganz blind; seit einem und einem halben Jahre haben Sie sich in beständiger Blindheit befunden. Wir können Ihnen vielleicht die Sehkraft wiedergeben nach den Schmerzen einiger Minuten. Wollen Sie diese nicht ertragen?“

Mercy seufzte und küßte leidenschaftlich das Kind.

„Bedenken Sie doch, es ist ganz sicher, daß Sie ohne eine Operation niemals das Gesicht wieder erhalten werden,“ sagte der Doktor. „Sie haben nichts zu verlieren und alles zu gewinnen. Sind Sie damit zufrieden? Nun, so gehen Sie ruhig in Ihr Zimmer.“

„Ach, ach!“ seufzte Mercy.

„Bedenken Sie doch, es ist nur der Schmerz weniger Minuten und selbst diesen werden Sie kaum fühlen. Ehe Sie wissen, was vorgeht, ist alles vorüber.“

Mercy umschloß noch fester ihr Kind und küßte es wieder und noch stürmischer.

Die Aerzte blickten einander an. „Seltsame Eitelkeit,“ murmelte der eine, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte. „Ihre Augen sind nutzlos und doch fürchtet sie sich, sie zu verlieren.“

Mercys scharfes Ohr hatte diese geflüsterten Worte vernommen.

„Es ist nicht das,“ versicherte sie lebhaft.

„Nein, meine Herren,“ bestätigte Greta, „Sie haben ihre Gedanken falsch verstanden. Sagen Sie ihr nur das eine, daß ihr Leben nicht in Gefahr ist.“

Die Aerzte lachten.

„O, ist es das? Nun, das können wir ihr mit Sicherheit versprechen.“

„Ach, wir Männer, meine Herren, kennen nicht die ganze Tiefe und die Zärtlichkeit eines Mutterherzens,“ sagte der Vikar, und Mercy wandte ihm ein Gesicht voll Dankbarkeit zu. Greta nahm das Kind, schlüpfte es im andern Zimmer ein und dann brachte sie es zurück und legte es in sein Bettchen, das beim Herd stand.

„Nun komm, Mercy,“ sagte sie, „es ist für Deinen Knaben.“ Und Mercy ließ sich aus der Küche hinausführen.

„Es ist also keine Gefahr dabei?“ sagte sie. „Ich werde meinen Knaben nicht verlassen müssen? Wer sagte das, der Arzt? O, lieber Himmel, dann ist's ja gar nichts! Bedenke doch, ich werde leben und sehen, wie er wächst und ein großer Mann wird!“ Ihr ganzes Gesicht strahlte.

„Es ist nichts, nein, es ist nichts! Wie dumm war ich, mir vorzustellen, daß er leben werde und wachsen und ein Mann werden, während ich kalt auf dem Kirchhof liege, ich, seine Mutter. Das war sehr kindisch, nicht wahr? Wer ich bin so kindisch geworden, seit Ralphchen kam.“

„Nun liege nur ruhig, und bald wird alles vorüber sein,“ sagte Greta.

„Lasse mich zuvor ihn küssen, nur einmal. Du weißt, es ist doch immerhin gefährlich. Und wenn er aufwachen würde — und ich wäre nicht mehr da — wenn — wenn —“

„Aber höre doch, Mercy, Du mußt nicht mehr weinen, Deine Augen werden dadurch entzündet und das ist schlimm für die Operation.“

„Nein, nein, ich werde nicht mehr weinen. Du bist so gut. Laß mich nur Ralphchen noch einmal küssen — zum letztenmal.“

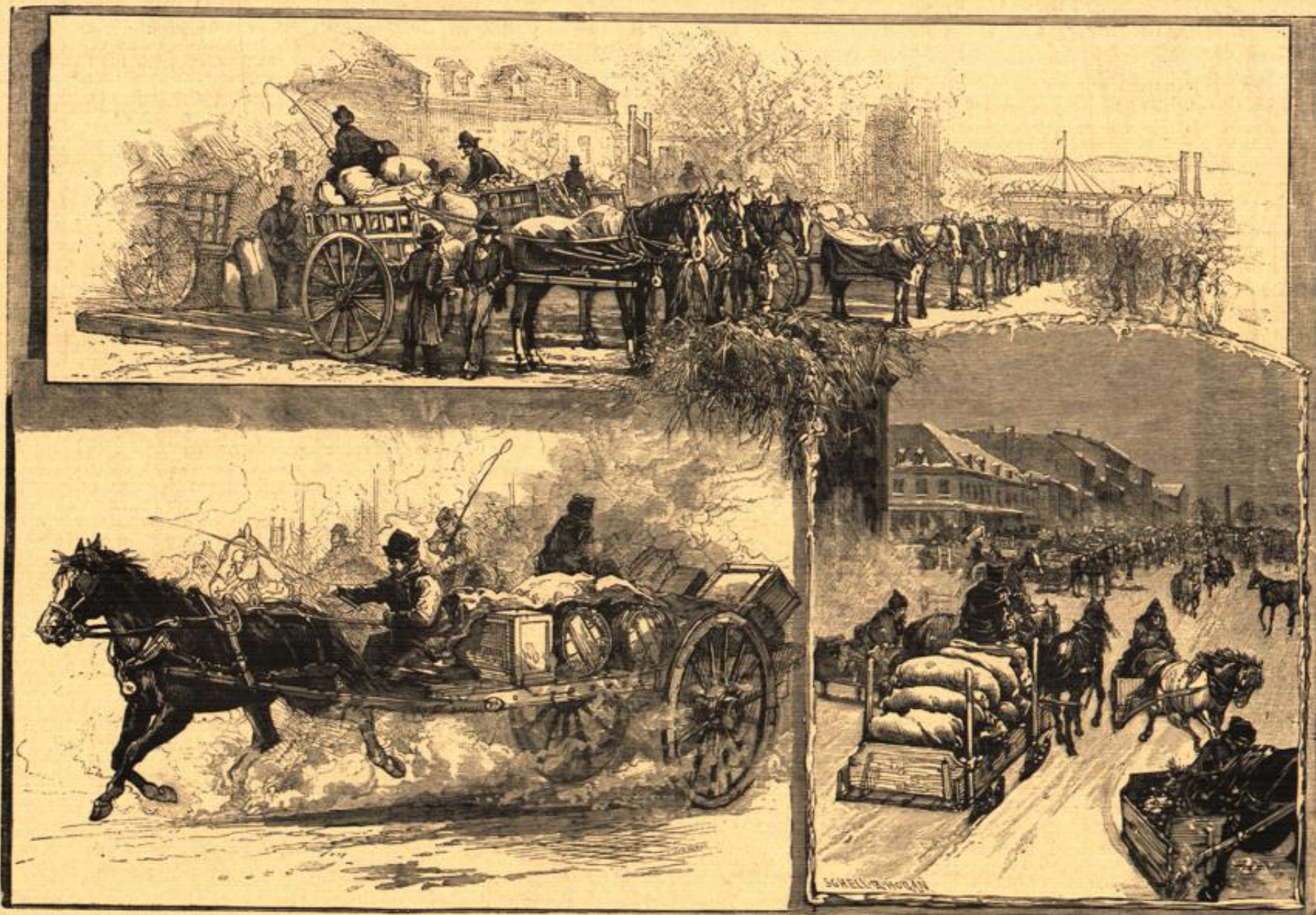
Greta führte sie an das kleine Bettchen zurück und sie beugte sich mit ausgestreckten Armen darauf herab, wie eine Vogelmutter ihre Schwingen über ihre Brut ausbreitet. Dann erhob sie sich und ihr Gesicht war friedlich und gesamt.

Der Laird Fischer saß beim Küchenfeuer, den einen Arm auf das Bettchen des Kindes gelegt. Der Vikar stand neben ihm. Der alte Köhler weinte still, und die Stimme des guten Vikars war durch Mitleid erstickt. Er konnte die Worte des Trostes nicht aussprechen, die auf seine Lippen stiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Marktszenen in Montreal.

Unsere Illustration läßt den Leser einen Blick thun auf das bunte, interessante Marktgetriebe, wie es sich in der Nähe der Bonsecourskirche und um das Jacques Cartier-Square der großen kanadischen Handelsstadt entfaltet. In langen, kaum absehbaren Reihen schauen wir da die primitiven, zweirädrigen „Cars“ der Landbewohner, davor, mit zum Teil noch primitiverem Geschirr geladene, den gelassen an der Stange lauernden oder das auf die Straße geschüttete Heu verzehrenden Braunen. Zu diesen Stapelplätzen wird an den jeweiligen Markttagen alles geführt, was die ergiebige, wohlkultivierte Umgebung Montreals produziert, und die reiche Handelsstadt, zu eigenem Gebrauch oder zur Verschiffung an weitere Abzweige, kauft, hauptsächlich: Weizen, Hafer, Mehl, Gerste, Ahornzucker, Butter, Käse, Viehhäute. Es ist ein ungemein belebtes, eigenartiges Bild, dieser weit sich deh nende Markt, der sowohl Sommers wie auch im Winter sehr stark befahren wird und einen interessanten Ueberblick über die landwirtschaftlichen Erzeugnisse der blühenden englisch-amerikanischen Provinz bietet.



Marktszenen auf dem Jacques Cartier-Platz in Montreal (Kanada).

Aus Natur und Leben.

Eine empfehlenswerte Gemüsepflanze.

Man ist in neuerer Zeit vielfach bemüht, die früher bei uns zu Speisewerken verwendeten, aber der Vergessenheit anheim gefallenen Pflanzen wieder hervorzuziehen und von neuem zu dem Ansehen zu bringen, in dem sie früher gestanden haben. Die Zahl dieser Pflanzen ist nicht unbedeutend; sie sind aber vielfach vergessen worden und werden von der heutigen Generation gar nicht gekannt, und wenn sie ausnahmsweise einmal einer kennt, so würdigt er sie nicht, weil wir so unendlich viele Dinge haben, die vom Auslande her kommen und die sich bei uns so vollständig eingebürgert haben, als ob sie Landesprodukte wären. Es ist uns interessant, heute auf eine Pflanze hinzuweisen zu können, welche in früheren Jahrhunderten ganz allgemein zu Speisewerken verwendet wurde und welche wohl verdient, ihre frühere Stellung in der Küche wieder einzunehmen; es ist dies der Löwenjahn (*Taraxacum officinale*). Von dieser Pflanze werden die Blätter in derselben Weise verwendet wie der Spinat. Zu bemerken ist aber, daß man die Blattrippen sorgfältig entfernen muß, da das Gemüse sonst einen bitteren Geschmack erhält. Die Zubereitung ist die gleiche wie die vom Spinat, der Geschmack

ist herzhafter, kräftiger, die Farbe des fertigen Gemüses ist etwas dunkler, als die des Spinats. Da die Pflanze überall wild wächst, so kann jeder einen Versuch machen, der ihn nichts kostet. Es sollte uns freuen, wenn diese Zeilen dazu beitragen, den Löwenjahn wieder einzuführen und zu Ehren zu bringen. Interessieren dürfte es unsere Leser vielleicht, schreiben die „Leipz. Bl. für Nahrungs- u. Ök.“, die Beweismaterialien kennen zu lernen für die obige Behauptung, daß der Löwenjahn schon in früheren Jahrhunderten bei uns zu Speisewerken verwendet wurde. In jenem alten, ehrwürdigen Werke: „Kreuterbuch von Tabernaemontanus“ finden wir eine mehr als zehn Spalten (Folio) lange Beschreibung der Eigenschaften und Wirkungen des Löwenjahns, auch sind einige vorzüglich gearbeitete Abbildungen beigegeben, über deren exakte Ausführung wir uns heute entscheiden wundern müssen, denn das in Rede stehende Werk ist im Jahre 1588 erschienen. Tabernaemontanus nennt die Pflanze *Dens leonis*, also auch Löwenjahn, ferner Röhrlintraut, Pfaffenblatt, Säuerüssel, Egerblume, Wönschblatt, Weglatti, Merzenblume, Sommerdorn, Wenschwanz, Taraxacon und so weiter. Versolgen wir dann den Text weiter, so finden wir, daß der Löwenjahn zu einer großen Anzahl von medizinischen Zwecken verwendet werden soll und ist er als Arzneimittel auch heute noch in Gebrauch. Aber auch die Verwendung des Löwenjahns zu Speisewerken „und sonderlich zu den Salaten“ erwähnt der angegebene

Autor, und ist es nicht uninteressant, hier auch wieder einen Beweis zu haben, daß bei uns früher Kräuter verspeist wurden, die der zehnte jetzt nicht einmal dem Namen nach kennt.

Seltene Metalle.

Wenn man sagt, daß feines Silber einen Preis von 175 Mark per Kilogramm habe, das Kilogramm feines Gold dagegen 3000 Mark gelte, so glaubt man in Laienkreisen damit den höchsten Preis der selteneren und edleren Metalle ausgedrückt zu haben. Und doch sind gerade Silber und Gold die billigsten von allen und die seltenen Metalle die teuersten. Die „Naturwiss. Wochenschrift“ gibt darüber folgende Zusammenstellung. Das Iridium, das in den Platinminen aufgefunden wird und bereits 1803 von Tennant entdeckt und von Deville und Debray isoliert worden ist, hat den niedrigsten Preis von allen diesen Metallen. Dennoch kostet es weit mehr als Gold, da ein Kilogramm davon dem augenblicklichen Marktpreis nach mit 3500 Mark bezahlt wird. Es ist weiß wie Stahl und erhält seinen Namen, weil es in seinen Chlorverbindungen irisiert, das heißt die Farben des Regenbogens zeigt. — Das Osmium, ein anderes Metall, das man in Gesellschaft des Platin findet und das ebenfalls 1803

Bilder aus der Hasenheide bei Berlin. Originalzeichnung von A. Wanjura.



von Tennant entdeckt wurde, besitzt eine bläulich-weiße Farbe und einen Preis von 5000 Mark das Kilogramm. Das im Jahre 1803 von Wollston entdeckte Palladium, das bald in Begleitung von Platin, bald auch in den Goldwäschern Brasiliens in Form kleiner Körnchen sich findet, repräsentiert einen Wert von 4000 Mark per Kilo. — Das silberweiße, von Davy 1808 aus der Baryterde geschiedene Bariummetall hat gegenwärtig einen Preis von 30.000 Mark, während das im Jahre 1844 von Rose entdeckte Niobium (Kolumbium), sowie das von Wollaston im Jahre 1803 aufgefunden und wegen der roten Färbung seiner Lösungen mit dem Namen Rhodium belegte Metall einen Preis von 16.000 Mark aufweisen. — Das Ruthenium, das 1843 von Claus entdeckt wurde, mit dem Iridium eine große Ähnlichkeit besitzt und ungemein hart und zerbrechlich ist, gilt heute 12.000 Mark das Kilo; vom Didymmetall dagegen, das 1840 von Rosander im Serit aufgefunden wurde, ist der Preis eines Kilogramms auf 36.000 Mark festgesetzt worden. — Das Yttrium, das sich in dem Gadolinit, einem feldspathartigen Minerale Skandinaviens findet, das, nach seinem Fundorte Ytterby, Yttererde genannt wurde, ist ein äußerst seltenes Metall und erreicht aus diesem Grunde einen Preis von mehr denn 18.000 Mark. Das Strontium, das im Jahre 1808 von Davy dargestellt wurde und seinen Namen einem kleinen schottischen Dorfe verdankt, in dessen Nähe das Mineral anfangs gefunden wurde, hat eine bläugelige, dem Glodenmetall ähnliche Farbe, verbrennt in Sauerstoff mit intensiv weißem Lichte und hat einen Preis von 28.000 Mark. — Das Oxydium oder Berillium besitzt einen augenblicklichen Wert von 27.000 Mark per Kilo, während von Lithium, dem leichtesten der Metalle, das Kilogramm mit 20.000 Mark bezahlt wird. — Das Vanadin endlich, das im Jahre 1830 von Sessstroem in einigen schwedischen Eisenerzen aufgefunden wurde, ist ein silberweißes Metall mit starkem Glanze, das sich weder an der Luft noch im Wasser verändert; es besitzt einen Preis von 15.000 Mark per Kilo.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Nach Sevilla!

Ein erheitender Zug aus dem Leben Karl Herlofsohns, des bekannten Verfassers des vielgelesenen Liedes „Wenn die Schwärzen heimwärts ziehn“: Herlofsohn wohnte in Leipzig unmittelbar unter dem Zimmer eines jungen Mannes, der seine vielen Ruhestunden mit unaufhörlichem Flötenspiel ausfüllte. Wie alle Dilettanten hatte auch dieser ein Lieblingslied, das er zu seinem Ergötzen und zu seines poetischen Mitbewohners Entzücken täglich und stundenlang blies; es war das gefühlvolle Lied: „Nach Sevilla!“ Herlofsohn wurde durch die melodischen Wünsche seines Nachbarn schließlich so gerührt, daß er ihm eines Tages, als derselbe auf seiner Flöte wieder einmal nach Sevilla reiste, folgendes hochherzige Anerbieten schrieb: „Ich bin von Ihrer Sehnsucht nach Sevilla aufs tiefste gerührt und mache Ihnen den Vorschlag, im Fall Sie die Reise antreten wollen, die erste Station bis Lützen zu bezahlen!“ Diese Reilen waren für Herlofsohn von erwünschtem Erfolg. Der Flötenspieler zog, wenn auch nicht nach Sevilla, so doch aus des Dichters Nähe.

Ueber ein französisches Proverbe, dessen Titel „Guillotine par persuasion“ (durch Ueberredung hinrichten), erzählte neulich Graf Gabriel Karoly folgendes: In einer Provinzstadt Frankreichs hätte nämlich jemand guillotiniert werden sollen. Als man ihn aber zur Exekution holte, ohrfeigte er den Scharfrichter und geberdete sich so wütend, daß die Sergeanten ihm nicht nahe kommen konnten. Darauf ging der Sous-Präfekt in den Kerker und sagte zum Delinquenten:

„Lieber Freund! Sie waren immer ein so sanftmütiger Mensch, ich habe Sie so geliebt und jetzt wollen Sie sich nicht guillotiniert lassen? Sie sehen ja, daß der Präfect mit seiner ganzen Familie aus der Provinz hergereist ist, sogar meine Schwiegermutter ist da, und die alle sind zur Hinrichtung gekommen, nach welcher Sie bei mir frühstücken werden. Wenn es da einen Skandal gibt, wäre ich gezwungen, meine Stelle niederzulegen.“

Darauf erwiderte aber der Delinquent:

„Mein Herr, ich traue dem Ding nicht recht.“

Da gingen dem Sous-Präfekten freilich die Argumente aus. Im letzten Augenblicke aber sagte er:

„Denken Sie doch an Napoleon. Wie wird ihm sein väterliches Herz bluten, wenn Sie, der Sie für das Plebiszit gestimmt haben, das in seinem Namen gesprochenen Urteil nicht vollstrecken lassen?“

Da zuckte der Delinquent zusammen, ergab sich und ließ sich hinrichten.

An der Ostsee.

Berlinerin (zu ihren Kindern, die sich während des Regens im Zimmer aufhalten): „Hier in der Stube host ihr? Wollt ihr wohl gleich rausgehen und die teure Seeluft atmen!“

Das Zeichen der Besserung.

„Ich freue mich immer,“ sagte jemand, „wenn ich den Edlen zu Fuße und den Bösen in einer Equipage sehe, denn es ist ein Zeichen der Besserung, wenn man das Böse fahren und das Gute ungehindert gehen läßt.“



Aus allen Gebieten.

Behandlung verräucherter Zimmerdecken.

Im „Kolorist“ schreibt darüber ein jedenfalls erfahrener Fachmann: In Cafés und Restaurants, Küchen, auch Wohnräumen, welche seit langer Zeit nicht mehr erneuert wurden, sind häufig die Plafonds durch die ruhigen Ausdünstungen der Gas- oder Petroleumbeleuchtung, der Oefen, sowie die Dünste von Bier, dampfenden Speisen und den Respirationen der Menschen mehr oder weniger infiziert. Die Kreide und der Leim unserer gebräuchlichen Leimfarbe saugen derartige Stoffe gern ein, weshalb schon aus Gründen der Hygiene eine öftere gründliche Erneuerung der Wohnräume erforderlich ist. Die Ausdünstungen der Beleuchtungsmittel schlagen sich sichtbar als Ruß am Plafond nieder, ziehen sich jedoch bei länger andauernder Einwirkung durch die Kreidefärbung der Farbe oft bis tief in den Mörtel hinein; es sind das meist blige Stoffe, welche mit dem Teer, beziehungsweise flüchtigen Teerölen identisch sein dürften. Streicht man derartige Zimmerdecken ohne weiteres mit Seife und Kreidefarbe, so kommen unter allen Umständen gelbe oder braune Flecken zum Durchbruch, so daß die neue weiße Farbe mehr oder weniger damit durchdrungen ist. Ein öfteres, wiederholtes Streichen fördert kein besseres Resultat zu Tage; es ist notwendig, ein ganz radikales Verfahren anzuwenden, um die genannten Stoffe entweder von der Decke zu entfernen oder sie doch zu isolieren, beziehungsweise einzuschließen. Eine solche Zimmerdecke wird mittelst Wassers und Spachtel vollständig von der alten Farbe gereinigt, dann mit Kalkmilch und etwas aufgelöster Schmirseife ziemlich dünn überstrichen; der unangenehme Geruch, welcher sich dabei entwickelt, besonders bei sehr verräucherten Decken stark wahrzunehmen, deutet das Entweichen der brennlichen Stoffe genau an. Auch ist dabei wahrzunehmen, daß die Kalkmilch mehr oder minder in Perlen zusammenläuft, was den übrigen Substanzen der verräucherten Decke zuzuschreiben ist. Nachdem der erste Anstrich, welcher recht gewissenhaft auszuführen ist, damit alle Stellen getroffen werden, gut getrocknet ist, wird eine zweite, dickere Kalkschlämme in der entgegengesetzten Strichlage aufgetragen. Ist auch diese getrocknet, so kann man aus dem Aussehen derselben mit Leichtigkeit entnehmen, ob noch ein dritter Kalkanstrich notwendig ist oder nicht. Ist die Zimmerdecke weiß, ohne daß gelbe Flecken sich zeigen, so kann ohne weiteres gefeicht und nach dem Trocknen der Seife mit Leimfarbe gestrichen werden. Nach einer solchen Behandlung ist mit Sicherheit auf eine glatte weiße Decke zu rechnen. Als Ueberzugsmittel, um die schädlichen Stoffe in der Zimmerdecke zu isolieren, ist besonders das Kalkolith zu empfehlen. Man kauft, wenn nötig, die alte Farbenschlamm mit der Spachtel ab und überwägt die Decke mit Wasser. Ist sie trocken, so überstreicht man sie mit einer Mischung von einer Hälfte konzentriertem Kalkolith und einer Hälfte Wasser. Auf diesen Anstrich kann, wenn trocken, gleich, ohne zu feigen, mit der Leimfarbe gestrichen werden. Dieses Verfahren, welches dem oben erwähnten nachsteht, da es die nachteiligen Substanzen nicht entfernt, sondern nur in der Decke einschließt, ist zu empfehlen bei solchen Arbeiten, bei denen, wie bei Gastlokalen, zuweilen der Fall ist, zu wenig Zeit übrig bleibt, um das obige Mittel anzuwenden zu können. Küchen jedoch sollten durchaus nur mit Kalkfarbe gemacht werden, wegen der vielen Wasserdämpfe, welche sich entwickeln und die Leimfarbe zum Schimmeln bringen. Ein ausgezeichnetes Mittel hat Verfasser in der Schweiz kennen zu lernen öfters Gelegenheit gehabt. Es wurden die Zimmerdecken in den Gasthäusern zwei- bis dreimal mit Oelfarbe gestrichen und, nachdem diese gut getrocknet war, mit Leimfarbe darauf gestrichen und gemalt. War nun die Decke im Laufe der Zeit verräuchert, so war weiter nichts erforderlich, als die Leimfarbe abzuwaschen und mit neuer Leimfarbe die Zimmerdecke wieder zu streichen. Dabei wurde die Farbe rein und klar und die Arbeit war nur gering. Allerdings ist die erste Ausgabe für den Oelfarbenanstrich bedeutend. Dieses Verfahren ist jedem anderen entschieden vorzuziehen.

Tonnenduft im Zimmer.

Man gießt in ein Gefäß (Krug, Schüssel und so weiter) ein Liter kochendes Wasser, träufelt dann einen Theelöffel voll Terpentinöl in dasselbe, und der angenehmste Tonnengeruch wird das Zimmer durchströmen. Wird dieses Verfahren jeden Tag zwei- bis dreimal wiederholt, so soll dadurch jeder Ansteckungsstoff unschädlich gemacht werden. Bei Brustkranken wirkt dieses Mittel überraschend günstig. Dabei ist dasselbe sehr billig, denn mit für 8 Pfennig Terpentinöl reicht man über eine Woche.

Das beste Legehuhn.

Zur Erlangung einer wirklich guten Hühnerart gibt Dr. Ruß folgende Ratsschlage: Man kreuzt gute, breite, wohlgebaute deutsche Landhennen mit Italienern. Dieses Huhn ist sehr hart im Futter und legt viele und große Eier. Auf fünf bis sechs schwere und zehn bis zwölf leichtere Hennen rechnet man einen Hahn. Die ersten drei bis vier Jahre erzieht man den Hahn durch einen frischen, direkt aus Italien gekommenen. So wird man allmählich einen Stamm Hühner bekommen, der die guten Eigenschaften beider Hühnerarten in sich vereinigt, ausdauernd ist, das Klima verträgt, viele und große Eier legt und auch Fleisch liefert. Im Winter hält man das Huhn in einem ge-

schützten, nicht zu warmen Stall, am besten im Viehstall. Die beste Zucht ist die Frühzucht. Hält man die Geflügelzucht fürs Haus, so soll man alle drei Jahre schlachten. Selbst gute Bruthühner sollen nicht älter als vier bis fünf Jahre werden.

Einfache Probe für die Qualität des Leders.

Ein kleines Stück wird in Essig gelegt; war das Leder vollständig gegerbt, so wird nur seine Farbe etwas dunkler, ist jedoch das Leder nicht vollkommen mit Tannin imprägniert, so schwellen die Fasern in kurzer Zeit stark an und nach und nach verwandelt sich das ganze Lederstückchen in eine gelatinöse Masse.

Reinigung der Teppiche von Ruß.

Ruß, der aus offenen Kaminen auf Teppiche fällt, kann, wenn man ihn dick mit Salz bestreut, ohne daß er dem Teppich schadet, abgekehrt werden.

Scherzrebus.



Auflösung des geographischen Rebus Seite 513:

Vimmat.

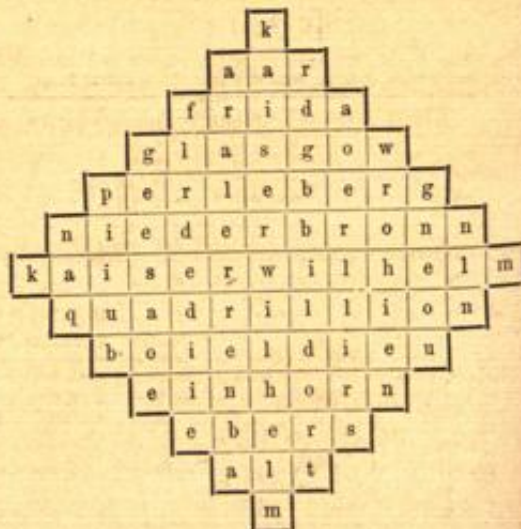
Dreißigste Charade.

Es ist ein Tag der künftig ist,
Von dem die Erben sagen.
Das Dritte im Gesicht vermischt
Man in der Krankheit flagen.
Das Ganze ist nicht Weib, nicht Mann,
Und lacht uns doch so freundlich an,
Wenn wir an hellen Tagen
Ans Fenster früh und wagen.

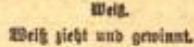
Auflösung des Rätselsprungs Seite 513:

Wenn der Tag mit bunten Farben
Sich am Horizont vollendet
Und noch einmal Feuerfarben
Weit ausstrahlend rings verläutelt,
Wahnt mich's oft: So mag das Leben
Rechnen noch in letzter Stunde.
Wenn es einmal im Entschweben
Ueberglänzt noch seine Kunde.

Auflösung des Diamanträtsels Seite 513:



24 may.



Weib.		Männl.	
1) H 2 - G 3	1) D 2 - G 5 $\frac{1}{2}$.		
2) E 5 - F 6	2) D 5 - E 7 $\frac{1}{2}$.		
3) H 6 - C 7	3) D 8 - B 6 $\frac{1}{2}$.		
4) F 2 - E 3	4) H 4 - D 4 $\frac{1}{2}$.		
5) D. A 1 - D 2 $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ gesamt.			

Mundellus'sches Deerinatorium.
Unschädli. Mittel, um die so verunzierenden
Arm- und Gesichtshaare bei Damen spurlos
schnell u. ganz schmerzlos zu entfernen. Fl. 3 &
Apoth. Mundellus, Berlin, Liesenstr. 19

Van Houten's Cacao.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Bester — Im Gebrauch billigster. Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Gerolsteiner Sprudel.

Natürliches Mineralwasser mit nur eigener vollständig reiner Kohlensäure liefert ein kristallhelles, ausserordentliches Tafelgetränk. Aerztlich-erprobtes auch als ein wirksames Mittel gegen Magensäure und



zur Beförderung der Verdauung bestens empfohlen. Untersucht durch die Herren Geh. Hofrat Dr. R. Fresenius, Wiesbaden und Dr. Treumann, Hannover.

Gerolstein, Kreis Daun, Pr. Rhein-Provinz.

Gerolsteiner Sprudel.

Feines Tafelgeflügel „Monopole Hongrois“

(naturell mischgemästet oder getrüffelt)

ungarische Legehühner u. Zuchthühner wegen ihrer vorzüglichen, auf erhöhte Eierproduktion gerichteten Eigenschaften:

„Die Vögel des ungarischen Tieflandes“ genannt, liefert als Spezialität von einem Hofhühnerhof aus bis zu ganzen Wagenladungen unter Garantie für lebende Ankunft die bestrenommierte

Ungarische Hühnerzucht des

Victor Haydecker in Püspök-Ladány, Ungarn.

Preise per Stück überallhin franko, zollfrei und emballagefrei:

1888er ausgewachsene (Vögel des ungar. Tieflandes) legetreue Tiere pr. St. Rm. 2.20
 1888er ausgewachsene Zuchthühner u. Zuchthühner (ohne Fortdauerpflicht) pr. St. Rm. 2.—
 1888er dreiviertel ausgewachsene Legehühner (in ca. 3 Monaten legend) pr. St. Rm. 1.80
 1888er Küken, (frühe zuchtfähige Tiere) pr. St. Rm. 1.30
 Poultards (getrüffelt) pr. St. Rm. 2.—
 Poultards (unsoberherbes Maßung mit jungem zartem Fleisch) pr. St. Rm. 2.20
 Mastküken (Poultards) 1888er Brut (äußerst zartes Fleisch) nicht unter 6 Stück pr. St. Rm. 1.30
 Masthähnchen (gemäß. schlachtfähige Exporttiere) nicht unter 6 St. pr. St. Rm. 1.—
 Jungenten (auf das Fleisch gemästet) pr. St. Rm. 2.20
 Junggänse (auf das Fleisch gemästet mit möglichem Fettanhang) pr. St. Rm. 4.52

Eine Probefendung enthaltend: eine Ente (getrüffelt), ein Poultard (getrüffelt) und ein Poultard (unsoberherbes Maßung) mit nur jungem zartem Fleisch oder ein ungarischer Zuchthahn samt den dazu passenden zwei Legehühnern (von den Vögeln des ungarischen Tieflandes) wird für Rm. 6.50 überallhin nach Deutschland franko, zollfrei und emballagefrei unter Garantie für lebende Ankunft versendet.

Das beste, feinste u. dauerhafteste als Wandbekleidung. Lincrusta-Walton, Patent-Relief-Tapeten

18 Preismedaillen, die höchsten Auszeichnungen auf allen Ausstellungen.

Waschbar und gesund.

Eingeführt bei der Kaiserl. Marine und Königl. Eisenbahn-Direktionen.

Der beste Ersatz für Holz-Sockel u. Verzierungen. Vorrätig in allen grösseren Tapetenhandlungen.

Fred^k. Walton

Fabrik in Hannover.



Fabrik-Marko



Allerbilligste Bezugsquelle für Buxkin, Tuche, Regenmantelstoffe etc.

Es liegt in jedermanns Interesse, der Bedarf in obigen Artikeln hat, sich die ausserordentlich reichhaltige Kollektion der

Lünen Buxkin-Manufaktur

N. Meyer jr., Lünen a. d. Lippe

die sämtliche Genres — von billigsten Artikeln bis zu hochfeinen Nouveautés — enthält, zu verschreiben. „Reichste Bedienung“ — „müstergetreue Lieferung“ — „wirkliche Engros-Preise“ selbst bei Bezug des kleinsten Masses. — Diese Grund-sätze haben der Firma einen sehr grossen Kundenkreis gesichert, und bei Bedarf sollte jedermann zur Wahrnehmung seines Vorteils mit derselben anknüpfen. Vorteilhafteste Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Kollektionen zu Diensten. — Musterverwand franko gegen franko. Warenversand unter Nachnahme ab 20 M. Franko-Lieferung. — Solide, doppelt breite Buxkins von 2.20 und höher. —



Zwanzigjähriger Erfolg! Das bis jetzt bekannte, einzig wirklich sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor Dr. Modenis

Bart-Erzeuger.

Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren. Absolut unschädlich für die Haut. Diskretester Versand. Flacon à 2.50, Doppelflacon à 4. Allein echt zu beziehen von Giovanni Borghi in Köln a. Rh., Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik.



Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilstätte

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

Anlage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; ausserdem erscheinen in mehreren Sprachen in zwölf fremden Sprachen.



Die Modenwelt.

Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich Rm. 1.25 — 75 R. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten- und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Toilette für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Kleidungsstücke für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfang.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Verzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Schiffen etc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I., Operngasse 8.



Kaiser-Blume

feinster Sekt

gesetzlich geschützte Marke

von

Gebrüder

Hoehl

in

Geisenheim.

Schaumwein-

Keller.

Zu beziehen durch die Weinhandlungen.



Viele Neuheiten in Schuss- und Stich-Waffen. Preislisten gratis.

Hippolit Mehles, Waffenfabrik Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Wir warnen vor gefährlichen Imitationen unseres Original.



worüber allein wissenschaftliche Arbeiten erschienen. Zur Heilung und Verhütung ansteckender Krankheiten ärztlicherseits empfohlen. Man fordere nur plombierte Flaschen (60 Pf.) von William Pearson & Co., Hamburg.

Versuch bestens empfohlen. Telegramm- und Brief-Adresse: B. Hipauf, Breslau.



Acclimatisierung für Gärten und auf Dächern, erst im harmonischen Zusammenhang mit dem Wind, Süd à 6. —, mit Parfem Ton à 8. —, mit vergold. Windfahne à 4. — mehr. Ausführl. Preisblätter. Adolf Rittiger, Reichenberg in Böhmen.



Krankenfahrräder

bequem, leicht handlich, solid gebaut und von geschmackvollem Aussehen. Liefern in verschiedenen Systemen und Größen zum Preise von 30—250 Mark die

Presdner Krankenwagenfabrik G. E. Höfen, Dresden-N., Königsbrückerstr. 75. Ausführl. illust. Kataloge auf Verlangen gratis u. franko.



Wir empfehlen unser reichhaltiges Lager von Cigarren aus garantiert besten ostindischen, westindischen und amerikanischen Tabacken.

Ausführliches Preis-Verzeichnis steht auf Wunsch gern zu Diensten.

Um die Auswahl zu erleichtern, versenden wir Versuchskisten, enthaltend je 10 Sorten zu 10 Stück

No. 1 in den Preislagen von M.36 bis 56: für M.5.10.

" 2 "	" 46 "	" 63: "	" 6.—
" 3 "	" 52 "	" 70: "	" 6.50
" 4 "	" 54 "	" 95: "	" 7.50
" 5 "	" 63 "	" 121: "	" 9.50

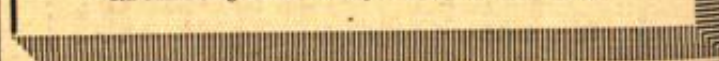
Versand gegen Nachnahme oder nach Einsendung des Betrages.

Bewährtestes Mittel gegen Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten u. A.

Dosis nach ärztlicher Verordnung. (Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)

ist Dr. Knorr's Antipyrin

zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich „Dr. Knorr's Antipyrin“. Jede Original-Büchse trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr“ in rotem Druck.



Bestes Putzmittel der Welt!



Ueberall vorrätig. Man achte genau auf unsere Firma und Schutzmarke!

Die grosse Nachfrage nach m. Fabrikat u. die vielen Anerkennungs-schreiben, die ich in kurzer Zeit erhalten, haben mich veranlasst, den Kasse in gross. Massstab herzustellen. Ich bin jetzt in der Lage, jeden Auftrag postwend. zur Ausführung zu bringen. W. Veth, Gandersheim a/H.

Cognac der Export-Cie. für Deutschen Cognac

Köln a. Rh., Saliering 55, bei gleicher Güte bedeutend billiger als französischer.

Man verlange stets Etikettes mit unserer Firma. Director Verkehr nur mit Wiederverkäufern.

